Kunstgewerbemuseum Zürich
94.157

Du

NUMMER 3 MAI 1941 SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT FR. 2.50

N
3
fDS

Jouvence de
TONIC
CLERFIX
CLERMONT ET FOUET
Verjüngungskur
Lebenswichtig
für müde Haare
TONIC
CLERFIX
Verlangen Sie beim Coiffeur eine TONIC-CLERFIX-Behandlung, die stumpfen und spröden Haaren für Wochen seidigen Glanz und natürliche Spannkraft geben wird. Jedesmal haben Sie Anspruch auf den ganzen Inhalt einer Tube. · TONIC CLERFIX ist ein neues Schweizer Produkt.
CLERMONT ET FOUET

Traugott Gerber
16.9.57

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
3. NUMMER 1. JAHRGANG MAI 1941

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor, Dr. Friedrich Witz, A. M. Marfurt. Modeteil: Frl. Charlotte Weber. Graphische Gestaltung: E. Schulthess, O. Schmitt. Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet. Ständige photographische Mitarbeiter: Gotthard Schuh, Paul Senn, Hans Staub. Weitere Photos von Gaberell, Guggenbühl, Honegger-Lavater, Spühler.
Druck u. Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Telephon 5 17 90. Die Schweizerische Monatsschrift «Du» kostet im Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, vierteljährlich Fr. 7.—. Einzelheft Fr. 2.50. Auslandsabonnement: zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk. Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Zürich 4, Morgartenstr. 29. Insertionstarif auf Verlangen.

UNSER TITELBILD

Prinzessin von Cumberland. Oelgemälde von Johann Heinrich Füßli. (Privatbesitz Basel.) — Wir verweisen auf den Bildbericht mit farbigen Reproduktionen über J. H. Füßli auf den Seiten 8 bis 17 dieser Nummer.

AUS DEM INHALT

	Seite
In drei Kolonnen	2—3
Rückkehr zum einfachen Leben. Von Prof. Dr. C. G. Jung	6—7
Johann Heinrich Füßli, mit farbigen Reproduktionen	8—17
Flüchtlinge. Berühmte Europäer in den Vereinigten Staaten	18—19
Profil und Schriftzüge Macchiavellis. Von Max Pulver	23
Puma und Flamingo, Farbenaufnahmen	24—25
Wenn Puritaner jung sind. Roman von Albert Jakob Welti	27—38
Mode in Farbe, Strich und Wort	39—44
Bücher geben zu denken	45
Zwei Gedichte	46
Der Tanzkurs. Von Irene Gasser	47—48
Die Heilsarmee vor Gericht	49
Lob des Wildwest-Films. Von Hans Lämmel	50—51
Poesie oder Prosa. Von Bernhard Diebold	52—53
Skizzen aus Griechenland	54—55
Regula	57
Was Frauen kaum können	58
Vertonter Molière	58
Mensch und Kosmos	62
Dankend erhalten	63
Nur die Musik. Von Lucie Bernhard	64

Traugott Gerner

IN DREI

DIE AKROPOLIS IN ATHEN

Photographische Anmerkung von einer Reise nach Griechenland vor einigen Jahren.

Zeit ist Geld? — Tempo? — Vielleicht begründe ich ein neuzeitliches Ketzertum, wenn ich diesen Begriffen auf den Leib rücke. Erst dann wäre man aber ein Ritter der traurigen Gestalt, wenn man es nie wagen würde, solche Popanze der Wirtschaft um- oder wenigstens anzureiten.

Es atmet besonders wohlig im Viervierteltakt des «Time is money», wer schneller reich werden will. Wer rascher als der nächste Millionär werden will, spielt aber im Nick Carter Heftchen «Wirtschaft», das die Menschheit seit hundert Jahren unter dem Kopfkissen hat, eine feine Heldenrolle. Man findet sich damit ab, übersieht aber nur zu leicht, daß die Stoppuhr und das Mikrophon die Diener einer großen Teufelei sind, nämlich der Entseelung.

Die Amerikaner glaubten einmal, daß sie die Welt aus den Angeln heben würden, und heute sind sie selbst Entwurzelte. Sie sind dem Fortschritt-Rollschuhlaufen dermaßen verfallen, daß sie nicht mehr auf holprigen Waldwegen zu gehen wissen. Sie versuchen heute mit einer grandiosen Verbissenheit, wieder zur Natur zurückzufinden. Es gibt in den Rocky Mountains sogenannte «Herrensöhnchen Ranches», große Güter mit einigen Blockhäusern und dem ganzen Drum und Dran des «rauhen Lebens in Gottes eigenem Land». Dort herrscht ein sonderbarer Kult. Aeußerlich handelt es sich vor allem darum, dieses rauhe Leben zu meistern, im Freien schlafen zu lernen, halbwilde Pferde sattellos zu reiten und so weiter. Im Grunde genommen ist es aber nichts anderes als ein hysterisches Bemühen, mit den Bäumen, Steinen, Bächen, mit dem Gesicht der Landschaft wieder wortlose Freundschaft zu schließen.

Aber leichter sollen die schwersten Proben aller Sagen sein, der Gang ins Paradies über die messerscharfe Brücke, das Nichtbetreten der siebenten Kammer, das Händeweg vom nichtzulüftenden Schleier, leichter sollen diese Proben sein als das Zurückfinden zur Natur, wenn dich das Tempo einmal ergriffen hat. Und auch in Europa sind schon die Legionen der Unbefriedigten und vergeblich Suchenden, denen kein Taugenichts-Tag die menschlich mögliche Seelenruhe mehr bringt, kein Wirtshaus im Grünen, kein Rauschen dunkler Tannenwipfel.

Wenn das Ziel der Wirtschaft nicht das gesunde Glück der Menschen ist, stimmt die ganze Rechnung nicht. Und nun geben es die Aerzte auch zu, daß das Tempo die körperliche Gesundheit des Menschen gleichfalls zerfasert. Da ist bekanntlich im Mittelpunkt des menschlichen Leibes das zentrale Sonnengeflecht der Nerven, der plexus solaris. Je mehr die ihn umgebende Bauchmuskulatur betätigt werden kann, desto besser steht es mit unserer Gesundheit. Das Fahren, welches Schuhsohlen und Bauchmuskeln schont, spart dir nicht nur Zeit und Mühe, nein, es erspart dir auch Jahre des Lebens. Und der Tod befaßt sich nicht einmal mit Zinseszinsrechnung.

Muß man nun das «Zeit ist Geld» zum tödlichen Gift sich auskristallisieren lassen? Muß mit der Entseelung weitergefahren werden? Kühl-wirtschaftlich und wahr darauf zu antworten, ob die Wirtschaft auf das Tempo angewiesen sei, ist nicht leicht. Ich glaube aber, mit Nein antworten zu können. Die Abfütterung des homo sapiens wird auch dann noch leicht bewerkstelligt werden können, wenn der langsamere Wasserweg wieder zu Ehren gekommen ist, und vielleicht auch das Pferdefuhrwerk.

Könnte das Verlangsamen des Tempos vielleicht sogar von Vorteil sein? Ich glaube ja. Tempo heißt Zeit sparen. Zeit ist Lohn. Tempo heißt daher Lohn sparen. Lohn sparen bedeutet Beschränkung der Arbeit. Da nun aber das Ziel angestrebt werden muß, alle arbeitslosen Menschen zu Lohnempfängern zu machen, ist ja gerade das Gegenteil des lohnsparenden Tempos geboten. Also Verlangsamen und weg mit dem Hochdruck. Dann wird der Mannasirup, der mit Hilfe des Hochdrucks in einzelne Röhren hinaufgetrieben wurde, ein wenig in die Ebene zurückfließen und allen etwas mehr Labung geben.

Nur die Raffer, die gesellschaftlichen Kraxler und die nie ganz Erwachsenen werden dem Tempo, diesem Bruder der Habgier aus dem Geschlecht Luzifers, nachflennen. Die andern werden feierlichen Gesichts unter steifem Hut dabeistehen, wenn alle Erscheinungsformen des «Zeit ist Geld» einem Autodafé übergeben und von Flammen verzehrt werden. Auf der neuen Fahne sollte es heißen: Zeit ist Mensch.

C. W. Kellenberger

KOLONNEN

Was für schöne Sachen nebst all dem Knospen und Blühen sieht man so im Vorbeiweg in diesen Frühlingstagen! Auf dem Rückweg von meiner allsamstäglichen Uetlibergerklimmung passierte ich unterhalb der «Annaburg» eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern, die eine schwere Holzbürde mühsam den Weg hinunterzog. Da kamen zwei ‚mittelalterliche' gutgekleidete Herren des Weges, sahen sie mit sehenden Augen, legten gleich Hand an und trugen der dankbaren Frau die Bürde bis ins Albisgütli hinunter. Ganz selbstverständlich finden Sie das, liebe Leser? Um so besser.

Am gleichen Samstagabend verkam mir im Hauptbahnhof ein nicht mehr junger Soldat, ein Urlauber, der froh und rüstig dem Ausgang zustrebte und in der Linken den Wäschesack, in der Rechten aber den leibhaftigen Frühling schwang: einen Chätzli-Meien! Sicher ist, daß er, der Strauß, schon beim Grüezisagen das Herz der Frau froh gemacht hat, und daß diese den Inhalt des Wäschesackes doppelt so gern wäscht und flickt für ihren Soldaten, weil drinnen in der Stube auf der Kommode sein Chätzli-Strauß steht.

Und weil wir doch schon vom Uetliberg reden, kommt mir gerade noch das sogenannte «Leiterli» ganz oben in den Sinn, jenes letzte Stück der steilen Treppe, die einen quasi ausleert auf die vorderste Kulm-Plattform. Was für ein Hochgefühl jedesmal aufs neue, oben angelangt zu sein, das Ziel erreicht zu haben, von hoher Warte aus zu Füßen die geliebte Stadt am See und in weiter Ferne die Alpen in unerhörter Pracht zu sehen! So etwa mag's heute allen unsern jungen Leuten zumute sein, die in den vergangenen Wochen irgendwo an irgendeiner Lehranstalt irgendwelche Schlußprüfung bestanden haben. Jahrelang ist sie vor ihnen gestanden wie ein Berg, der wohl oder übel erklommen werden mußte. Und steil und streng schien das letzte Stück Weges. Bis sie endlich nach erfolgreich bestandenem Examen auf der lang erträumten Plattform des erreichten Zieles anlangten. Doch was für ein beglückender Ausblick lohnt jetzt die Anstrengung vieler Jahre: ‚zu Füßen' die bisherige Schulzeit, und darüber hinaus eine herrliche Aussicht in weite Fernen der Zukunft und Erwartungen und Hoffnungen . . . Am ersten Ziel, dem ehrlich und mühsam er-arbeiteten Ziel! Das ist's ja gerade, und nur das, was so beglückt dabei: ein klares Ziel jahrelang vor Augen gehabt und durch Beharrlichkeit erreicht zu haben!

Mein temperamentvoller Vater pflegte oftmals, wenn ihm von menschlicher Unzulänglichkeit berichtet wurde, empört zu sagen, die Welt sei ‚efange' so schlecht, daß sie nicht mehr wert sei, als schnurstracks in die Sonne zu sausen und zu vergasen! Doch handkehrum, wenn irgend ein besonders flotter Typ über seine Schwelle trat, klopfte er ihm fest auf die Schulter mit den Worten: «Nein, solange noch Menschen auf dieser Welt herumlaufen, wie du einer bist, so lange ist sie es wert, weiterzubestehen!» Und er hatte recht. Nein, solange Menschen existieren, die Kraft und Geld und Namen und Herzblut hingeben für eine Sache, die sie als gut und richtig erkennen (und nie werden sie aussterben!), so lange geht diese Welt nicht unter! Auch jetzt nicht.

Frühlingszeit, Maienzeit! Das ewige Wunder, da sich Geschlossenes öffnet und wundersamen Inhalt zu Schönheit entfaltet. Es ist schon immer eine frohe Sache, wenn ein scheuer Bub oder ein langsames Maiteli ‚den Knopf auftut', wie man sagt. Gewöhnlich steckt dann eine herzensgute Mutter oder Tante oder ein warmherziger Lehrer dahinter. Und noch schöner und beglückender ist's, wenn ein von des Lebens Eiseskälte verschlossener Mensch unter den wärmenden Strahlen gütigen Verstehens und herzlicher Menschenliebe sich nach und nach den Mitmenschen öffnet und ungeahnte Schätze entfaltet. Und wenn gar einmal die grausigen, eisigen Winterstürme, die gegenwärtig über den Völkern wüten, vorbei sein werden, dann wird es an ein Entfalten und Erblühen gehen von all dem, was ewig und unzerstörbar Sturm und Eis überdauerte. Denn was unumstößlich feststeht für jeden einzelnen unter uns, das gilt auch fürs große Weltgeschehen:

«Und dräut der Winter noch so sehr
mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden!»

Olga Nievergelt

In der Zeit, welche zwischen dem zweiten und dem dritten «DU»-Heft liegt, hörte ich einen Vortrag über die Panik. Ein Massenschreck sei das, sagte der Herr Doktor L., ein Kennzeichen unserer Zeit und ein Mittel der Kriegführung. Die Leute hörten dann auf zu denken, ja, sie vergäßen sich selber so sehr, daß sie hernach nur mit einiger Beschämung auf ihr Massengebaren sich besännen. Im Mai vorigen Jahres habe man mit Verwunderung Ansätze zu einem solchen Zustand sogar bei unserm nüchternen und wohlbekannt politisch reifen Volke beobachtet.

Als der Vortrag fertig war, ging ich ins Wirtshaus an der Ecke, um ein Glas Tee zu trinken. Gern hätte ich noch ein wenig über den Vortrag nachgedacht, aber der Radio war dagegen. Nachrichten sind wichtiger als denken. Er gab also seine Nachrichten, gab sie laut brüllend und unterbrach jedes Gespräch. Wenn Menschen so etwas tun, dann entschuldigen sie sich, aber der Radio ist eben kein Mensch, sondern ein Uebel. Man hätschelt ihn und er darf sich so schlecht aufführen wie er will. Also die Nachrichten:

. . . Großangriff, mehrere hundert Flugzeuge, stundenlanges Bombardement, Brände, Explosionen, Feuer und Rauch, Tausendkilo-Brand-, Spreng-, Ueber-, Unter-, Super-Bomben. Bombig gebombt! . . .

Die Sendung war stellenweise etwas undeutlich, denn der Grammo — ach, ich habe ja noch gar nicht erwähnt, daß ein Grammophon zu gleicher Zeit mit den Nachrichten zu arbeiten begonnen hatte! Ein Männerchor sang da sein Lied, und ich hörte zwischenhinein deutlich die Worte:

Das weiße Kreuz im roten Feld,
hoch flattert's überm Plan,
das Zeichen, das den Sieg behält . . .

So hatte ich ja auch gesungen, lang war's her! Und im Tenor sogar! Da kam aber schon das Radiogeschwätz wieder mehr hervor:

. . . erbeuteten Tanks, Nahkämpfe, Flammenwerfer . . .
alle Eindringlinge getötet . . .

. . . Gott selber droben,
der hat's erhoben . . .

so sang der Grammophon. Gleichzeitig fuhr der Radio fort mit den Schilderungen der vernichteten kriegswichtigen Ziele und mit der Tat jenes brückensprengenden Offiziers oder dem Durchbruch in ein feindliches Tal.

und gab's zum Hort dir in die Hand,
vor aller Welt, mein Vaterland.

Sang der Grammophon. — Gott? Gott gab's in die Hand? Wem? Uns! Vor aller Welt! Ob die Welt dessen eingedenk war? Alle Welt hatte jetzt sicher anderes zu tun, als sich auf derlei zu besinnen. Verurteilungen da, Verurteilungen dort, sagte der Radio und gab auch einen vernünftigen Grund dazu an . . . ein U-Boot gesunken — ein Kreuzer versenkt, ein Truppentransporter getorpedot . . . drauf der Männerchor:

. . . Wir halten's frei und rein,
das Zeichen, das den Sieg behält,
nie soll's verloren sein.

Nie! So sei unser Glaube; doch hatte ich nicht Zeit, hier weiter zu sinnen, denn der Radio brüllte in immer gleicher Eintönigkeit das Flugzeugbauprogramm der kommenden Zeit in die Wirtsstube hinaus, in welche hinaus brüllend er zufolgedem in Zukunft alles bis anhin Gesagte mit den entsprechenden Ziffern wird vervielfachen müssen. Damit schloß der Nachrichten-Dienst. Ich war froh. So konnte ich ungeschmälert den letzten Rest des Männerchors aus dem Grammophon genießen:

. . . und wer muß sterben,
der läßt's den Erben.

Was? Eben das Zeichen. Viel anderes würde für die Erben wohl nicht übrig bleiben, wenn's nach den Nachrichten ginge . . . Und wer muß sterben . . . Ganz leise sangen die Tenöre. Sehr gefühlvoll. Der Chorleiter hatte sicher bei der Stelle mächtig mit den Armen dämpfend gefuchtelt, damals, als man die Platte aufnahm. Das vom Sterben hatte der Männerchor sich so ausgedacht, aber die andern Sterbenden des Abends, die aus dem Nachrichtendienst, die kamen richtig dran, die brauchten keine Phantasie mehr. Wie spielerisch hatte der Chor da getönt. Oh, die großen Worte. Haben wir vielleicht große Mäuler? So schien's an dem Abend. Der Panikvortrag kam mir wieder in den Sinn und der Mai des vorigen Jahres. Besser wär's, an den Worten etwas abzuschränzen! Auf die Zähne beißen! . . . Und wer muß sterben . . . die Worte verfolgen mich.

Kaspar Kostbar

PLASTIK
VON OTTO BÄNNINGER

Die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahres brachten es mit sich, daß viele der in Frankreich lebenden Schweizer Künstler in die Heimat zurückkehrten. Die einen mußten in den Waffenrock schlüpfen, andere suchten für ihr Schaffen die freundlichere Umwelt. Gibt es aber einen einzigen unter ihnen, der sich durch den Umzug nicht in sanfterer oder herberer Form entwurzelt vorkäme? Sollen sich die Heimkehrer in der Heimat heimisch fühlen können, dann muß die Heimat das Ihrige dazu beitragen. In den Bereich solch einsichtiger Pflichterfüllung gehört die Ausstellung, die das Zürcher Kunsthaus am 5. April für die Sektion Paris der Schweizer Maler und Bildhauer eröffnete. Vier Bildhauer und sechzehn Maler sind mit insgesamt 165 Arbeiten vertreten. Eines der ausgestellten Werke, eine Plastik von Bildhauer Otto Bänninger, zeigen wir hier.

EIN U-BOOT SINKT

Bei einem Zusammenstoß mit einem englischen Zerstörer ist das deutsche Unterseeboot so schwer havariert worden, daß es nicht mehr zu halten war und nun langsam sinkt. Nur noch der Turm ist über Wasser. Die Mannschaft hat das Boot verlassen und nähert sich schwimmend den Rettungsbooten, die vom Zerstörer ausgesetzt wurden. Ein einziger Mann der Besatzung steht noch aufrecht auf dem Bug. Scheut er sich, ins Wasser zu gehen? Bald muß er sich entschließen, denn im nächsten Augenblick schon verliert er den Boden unter den Füßen.

Hofsänger in Paris. Alles Eßbare kommt in seinen Rucksack. Einst hat er wohl Samt und Seide getragen und einen Degen, nicht in Wirklichkeit, aber auf einer Opernbühne. So läßt ein Blick in sein edles Gesicht den Beschauer vermuten.

Der erste Preisträger einer französischen Schule.

VIER FRANZÖSISCHE PHOTOS

Gemäß den Bestimmungen des deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrages von Compiègne und Wiesbaden ist die französische Heimarmee aufgelöst worden. Ein Kontingent von nur 100000 Mann darf im unbesetzten Mutterland unterhalten werden, dazu sind die Kriegsmarine und die ganze Kolonialarmee intakt geblieben. Vor kurzer Zeit nun sind die Fahnen der aufgelösten Regimenter nach Nordafrika übergeführt und dort den Einheiten der Kolonialarmee zur Aufbewahrung und Beschützung übergeben worden. Bild links: Die Fahnen werden in Marseille auf ein Sonderschiff gebracht. Bild rechts: Einem ehemaligen französischen Soldaten rinnen beim Abschied der Fahne ein paar Tränen über die Wangen.

Rückkehr zum einfachen Leben

VON PROFESSOR DR. C. G. JUNG

Vorbemerkung der Redaktion: Der Schweizer Feuilleton-Dienst richtete an einige bekannte Schweizer die Frage, ob es für unser Volk ein Lebensglück gäbe trotz der Einschränkungen mannigfaltiger Art an Genüssen, Gütern und Bequemlichkeiten. Wir hatten auch die Ehre, nach den voraussichtlichen Wirkungen dieser Einschränkungen gefragt zu werden und haben in heller Empörung und durchs Telephon eine Antwort verweigert, ja, das ganze Unterfangen verurteilt! Warum? Da habe man gar nicht zu fragen, sondern ein Beispiel zu geben, war unser Gedanke. Da habe man nicht zu zweifeln, sondern so zu leben, daß eine Frage gar nicht aufkommen könne! Da habe man eine Gelegenheit, tapfer zu sein, aber nicht eine Gelegenheit, um Zeitungsartikel aus ernsten Menschen herauszuholen! — Hernach erfuhren wir, was für vortreffliche Schweizer anders als wir gedacht und geantwortet hatten. Waren wir voreilig gewesen? War uns die Frage vielleicht zur unrechten Zeit ins Haus gekommen, und war uns eine gute Antwort nicht eingefallen? Jedenfalls baten wir, uns selber widersprechend, um die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Antwort des Herrn Professor Jung. Hier ist sie. — Die fünf einzelnen Fragen, in welche der Schweizer Feuilleton-Dienst seine Gwundrigkeit kleidete, stehen als solche am Anfang der einzelnen Abschnitte dieser Arbeit.

Was halten Sie von einer Rückkehr des Schweizervolkes zum einfachen Leben?

Die Rückkehr zum einfachen Leben kann man als ein unverhofftes Glück betrachten, wenn schon eine solche «Rückkehr» keine geringen Verzichte erfordert und zudem auch nicht freiwillig ist. Das menschliche Leben der Jüngstvergangenheit hat sich durch erleichterte Verkehrsmöglichkeiten und billige Sensationen wie Kino, Radio, Zeitungen und Tausende von «Anlässen» aller Art mit raschen Schritten einem Zustande genähert, der nicht mehr allzuweit von der amerikanischen Unrast verschieden war. In Hinsicht der Ehescheidungen hat ja Zürich den amerikanischen Rekord bereits erreicht. Alle zeitersparenden Mittel, zu denen Verkehrserleichterungen und andere Bequemlichkeiten gehören, sparen paradoxerweise keine Zeit, sondern dienen bloß dazu, die vorhandene Zeit so vollzustopfen, daß man überhaupt keine Zeit mehr hat. Daraus entsteht zwangsläufig atemlose Hast, Oberflächlichkeit und nervöse Ermüdung mit allen dazugehörigen Symptomen wie Reizhunger, Ungeduld, Reizbarkeit, Verflatterung usw. Ein solcher Zustand führt zu mancherlei, aber keinesfalls zu vermehrter Geistes- oder Herzensbildung.

Glauben Sie an ein vermehrtes Zurückgreifen auf die Schätze unserer Kultur?

Wie der Aufschwung des Buchhandels in einigen Ländern zeigt, wird man, wenn alle Stricke reißen, sogar zu einem guten Buche greifen. Zu einem solchen Entschluß bedarf es aber leider stets äußerer, zwingender Umstände. Ohne Not fällt es der Menge nie ein, «auf Kulturschätze zurückzugreifen». Dem Menschen ist der Wahn einer beständig fortschreitenden Kulturverbesserung so lange eingehämmert worden, daß man das Alte möglichst schnell zu vergessen sucht, um ja den Anschluß an die neue, verbesserte Welt, die einem von unverbesserlichen Weltverbesserern stets vor die Nase gehalten wird, nicht zu verpassen. Unsere neurasthenische Sucht nach der morgigen Neuigkeit ist eine Krankheit und keine Kultur. Kultur ist wesentlich Kontinuität und eine weitgehende Bewahrung des alten; Neuerungssucht aber erzeugt Unkultur und endet in bloßer Barbarei. Letztere wird oder muß dafür sorgen, daß eventuell sogar ein ganzes Volk sich nach jener Kultur sehnen wird, die es infolge des Wahnes einer (selten oder kaum je eintretenden) zukünftigen Weltverbesserung schon fast (oder ganz) verloren hat. Leider ist es in unserer Welt, resp. in der moralischen Struktur der Menschheit so eingerichtet, daß kein Fortschritt und keine Verbesserung eindeutig gut ist, indem sich auch alsbald der dazugehörige Mißbrauch einstellt, welcher den Segen in Fluch wandelt. Kann jemand im Ernst behaupten, daß unsere Kriege etwa «besser» seien als die der Römer?

Die in unserer Zeit angestrebte Massenorganisation reißt jeden aus seiner privaten Besinnlichkeit in das betäubende Getöse der Arena hinaus und macht ihn zum unbewußten und darum bedeutungs- und sinnlosen Massenpartikel, das jeder Suggestion schließlich rettungslos unterliegt. Das stets wirksame Lockmittel ist die sogenannte «bessere Zukunft», welches einen daran verhindert, sich in der Gegenwart, wo er wirklich lebt, einzurichten und das Beste aus dem Vorhandenen zu machen. Damit lebt man nicht mehr in der Gegenwart und für die Zukunft, sondern schon (unwirklicherweise) in der Zukunft, der Gegenwart und noch mehr der Vergangenheit verlustig, von den Wurzeln abgeschnitten, entwurzelt, der Kontinuität beraubt und ewig enttäuscht von der nie eingeholten Fata Morgana der «besseren» Zukunft. Es bedarf schon einer gewaltigen Enttäuschung, um die Menge vom wahnhaften Wunschdenken auf die gesunde Grundlage der Tradition zurückzubringen und sie an den Segen einer geistigen Kultur zu erinnern, welche das «Fortschrittszeitalter» mit allen Mitteln zersetzender Kritik zerstört hat. Man denke nur an die geistigen Verwüstungen, welche der von einstigen Intellektuellen erfundene und mit wahrhaft kindischen Argumenten ausgestattete Materialismus angerichtet hat! Es wird schwer halten, diese wegen ihrer Dummheit so allgemein begreifliche Denkweise wieder aufzuheben.

Glauben Sie an eine Verlegung des Lebensglückes vom Materiellen ins Geistige?

Die Rückverlegung des Lebensideals aus dem materiellen Gebiet auf das geistige ist insofern eine mißliche Angelegenheit, als das materielle Glück eine tastbare Sache (insofern man es nämlich erreicht) und der Geist eine unsichtbare, und infolgedessen schwer aufzufindende oder zu beweisende Größe ist. Es besteht sogar die Vermutung, daß das allermeiste, was man etwa «Geist» nennt, leeres Geschwätz und Wortgeklapper sei. Ein erreichbarer Schinken ist meist einleuchtender als eine Andachtsübung, d. h., um im Geist ein Glück zu finden, muß man schon dementsprechenden «Geist» haben. Gesichertes Wohlleben hat jedermann von allen Daseinsfreuden materieller Art überzeugt und sogar den Geist gezwungen, noch bessere Mittel und Wege zu materieller Wohlfahrt zu erfinden, aber es hat nie Geist erzeugt. Das tun wohl nur die Not, die Enttäuschung und der Verzicht. Wer unter solchen Umständen noch leben und das Leben trotz alledem lebenswert finden kann, der hat wohl den Geist oder wenigstens etwas davon entdeckt. Es sind aber stets nur ganz wenige, die im Grunde ihres Herzens wahrhaft davon überzeugt sind, daß materielles Glück auch eine Gefahr für den Geist ist, und die deshalb auf die Weltlichkeit um des Geistes willen in höherem Maße verzichten können.

«Eine gesottene Kartoffel ist ein wunderbares Gastmahl.»

Ich hoffe darum, die Gottesgeißel, die jetzt über Europa geschwungen ist, werde den Völkern die Ueberzeugung beibringen, daß diese Welt, welche in der Vergangenheit nicht die bestmögliche war, es auch in der Zukunft nicht sein werde. Sie ist, wie immer, Tag und Nacht, hell und dunkel, kurze Freude und langes Leid, ein Kampfplatz ohne Rast und Friede, weil sie eben der Tummelplatz der menschlichen Begierden ist. Der Geist aber ist ein Jenseits in diesem Diesseits. Insofern der Geist kein Refugium für Drückeberger darstellt, so hat ihn auch nur der, welcher das Leben in dieser Welt erleidet und sogar das ihm zustoßende Weltglück nur mit höflichem Zweifel empfängt. Ja, hätte man die christliche Lehre vor lauter technischem «Fortschritt» nicht so ganz und gar vergessen, so wären jene Lawinen, welche Europa zu erdrücken drohen, wohl kaum je ins Rollen gekommen. In der Weltgläubigkeit hat aber weder der Christengeist, noch irgend ein sonstiger guter Geist seinen Platz. Der Geist ist stets das vor der Welt Verborgene und Geborgene, und darum ist er ein unzerstörbares Sanctuarium für jeden, der zwar nicht der Welt, aber wohl der Weltgläubigkeit endgültig abgeschworen hat.

Gibt es einen Optimismus des Entbehrens?

Ich würde statt «Optimismus» eher «Optimum des Entbehrens» sagen. Sollte aber wirklich «Optimismus» gemeint sein, so wäre damit wohl etwas viel verlangt, denn «Entbehren» ist nichts weniger als ein Vergnügen. Es ist ein richtiges Leiden, namentlich wenn es höhere Grade annimmt. Optimistisch in bezug auf das Martyrium ist nur der, welcher der nachfolgenden Seligkeit gewiß ist. Ein gewisses, allerdings nicht zu großes Maß an Entbehren betrachte ich aber als einen Vorteil. Es ist auf alle Fälle gesünder als das Wohlleben, an welches nur die allerwenigsten Menschen so angepaßt sind, daß sie keinen physischen oder seelischen Schaden davon erleiden. Man wünscht gewiß niemandem etwas Unangenehmes, am wenigsten sich selber, aber, im Vergleich zu andern Ländern, hat die Schweiz einen solchen (allerdings ehrlich verdienten) Vorrat an Wohlleben, daß man einiges davon abzugeben durchaus in der Lage wäre. Es gibt ein «Optimum» des Entbehrens, welches zu überschreiten eine gefährliche Sache ist, denn zu viel Not macht nicht gut, sondern hart und bitter. Ein schweizerisches Sprichwort sagt daher treffend: «Hinter jedem Riiche staht en Tüfel und hinter jedem Arme zwee.»

Da Ihre Frage offenbar «Optimismus» meint und somit auf die Möglichkeit einer optimistischen Einstellung in bezug auf eine unerfreuliche Sache abzielt, so muß ich dazu wohl bemerken, daß es meines Erachtens ebenso erzieherisch sein könnte, von einem Pessimismus zu sprechen. Da die menschlichen Temperamente äußerst verschieden, ja gegensätzlich sind, so muß man, wenn man zu allen spricht, nie außer acht lassen, daß, was dem einen frommt, dem andern schadet. Der eine bedarf, wegen seiner innern Schwäche, der Aufmunterung; der andere aber, wegen innerer Sicherheit, des beschränkenden Ernstes. Entbehrung erzwingt Einfachheit, die als solche ein wahres Glück ist. Aber die Einfachheit ohne Bedauern und Bitterkeit zu leben, ist eine moralische Aufgabe, die vielen recht schwer fallen wird.

Wird die Abkehr vom rein Materiellen den Gemeinschaftssinn in unserem Volke vertiefen?

Die gemeinsame Not verstärkt natürlicherweise den Gemeinschaftssinn, wie wir gegenwärtig in England sehen können. Aber bei den vielen moralisch Schwachen besteht auch die Gefahr einer Steigerung des Egoismus. Außergewöhnliche Umstände bringen eben die Güte sowohl wie die Schlechtigkeit der Menschen an den Tag. Insofern wohl die Mehrheit des Schweizervolkes als moralisch gesund darf angesehen werden, besteht daher begründete Hoffnung, daß eine gemeinsame Notlage auch die Tugend des Volkes heller erstrahlen lasse.

Fortsetzung Seite 56

JOHANN HEINRICH Füssli

BILDNIS J. H. FÜSSLIS
im Alter von etwa 70 Jahren
von Harlow

Am 6. Februar jährte sich zum 200. Mal der Tag, an dem Johann Heinrich Füßli, genannt Henry Fuseli, in Zürich geboren wurde

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnet sich ein langsames Wiedererwachen des Interesses an diesem außerordentlichen Künstler zweier Nationen ab, der als Zeichner und Maler zu den Begründern der Romantik zählt, als Dichter und Kunstschriftsteller aber ganz vergessen ist. Der größte Teil seiner Bilder blieb bis heute noch unauffindbar in Städten und Landhäusern Englands. Erst die Sommerausstellung in Zürich 1926 vermittelte jene überzeugende Schau, die erlaubte, sich mit dem Vergessenen und teils Verkannten bewußt auseinanderzusetzen. Inzwischen haben sich die Funde seiner Werke vermehrt, und im Juni wollen wir im Zürcher Kunsthaus erfahren, welche wachen Werte uns eine Gesamtausstellung bringen wird.

Der Dichter Tom Jones entwirft um die Mitte des 18. Jahrhunderts schon das Programm des «Sturm und Drang» in England. «Ich würde», schreibt er, «in dem Wort ‚gentleman' lieber die zwei ersten Silben fortlassen als die letzte.» Young wird erfolgreich im Kampf für Shakespeare, der am Königshof dem allzu rhetorischen Drama Frankreichs hatte weichen müssen. Das «ursprüngliche Buch der Natur» wollen die Dichter und Denker wieder befragen. Nicht akademische Buchgelehrsamkeit soll herrschen, es komme auf die Schöpferkraft an, die in der Wirklichkeit mit neuen Gesetzen sich einrichte. Hatte doch das Volk in kühnen Kämpfen seinem König ein «Parlement», eine selbstbewußte Vertretung, abgerungen und nahm die Organisation seiner Wohlfahrt in die eignen Köpfe und Hände. Und welches Glück, politische und kulturelle Aufklärung marschierten gemeinsam an der Spitze der Nation, ihre planetarische Vormachtstellung zu befestigen. Wie ein Leuchtturm wirft eine neue Freiheit ihre Strahlen nach dem Kontinent, auch bis in den Alpenkreis der damals stickluftigen Schweizer Kantone hinein.

Der Schweizer Muralt meldet: «England ist ein Land der Freiheit und Straflosigkeit. Man kann sein Leben hinbringen, ohne von den Großen zu leiden . . . ohne sie überhaupt zu kennen.» Der Franzose Prévost erzählt, wie Mylords und Handwerker am selben Kaffeetisch schwatzen oder sich auf offener Straße um den Vorrang des Ausweichens boxen. Der junge Voltaire stellt fest, daß seine Franzosen wenig wagen, und die englische Kraft müßte ihnen gigantisch und erschreckend vorkommen. Niemand lache mehr, wenn im Unterhaus von der «Majestät des Volkes» gesprochen werde.

ENGLISCHES FAMILIENLEBEN AUF DEM LANDE *Oelbild — Privatbesitz Basel*

In der Schweiz bleibt das Landvolk verachtet. Wenige sehr reiche Familien regieren in den Städten. Die aristokratischen Herrscher sind von ihrer zureichenden Güte absolut überzeugt. Die Schulen sind geistlich geleitet, die meisten Lehrer erwerbsbesorgte Diener im staatlichen Trott. Aus dem sinnenfremden Geist der Kirche verdammt man ganz allgemein das Lesen schöner Literatur. Zahllose Sittenmandate machten «den schmalen Weg zu Christus» leichter auffindbar. Vergebens stemmt sich noch lange die erwachende Jugend gegen altertümelnde Enge und steife Konvention. Sie beginnt sich unter der Führung von Bodmer und Breitinger bewußt nach englischen Ideen zu richten und begreift in manchen Werken Rousseaus den erklärenden Befreier ihrer eigenen blühenden Natur. Sein «Gesellschaftsvertrag» und sein «Emil» werden vom Henker in Genf öffentlich verbrannt. Wer sie liest, gehört auch in Zürich zu den «nur mißratenen» Subjekten. Laute Kritik führt vor Gericht. Zudem hatte bereits die Reformation durch Beseitigung der Beichte die Massen auf innere Spannung gestellt, die Zukunftsbewußten aber wurden durch eine sich verschärfende politische Zensur gedemütigt.

War es da verwunderlich, daß eine wahrhaftige Literatur umstürzende Kräfte in den fortschreitenden Geistern auslösen konnte? Bodmer trat auch für das freiere Walten der Frauen ein, die am Kinderbetreuen, Flicken, Puppenmachen, Kassenstürzen sich begnügen sollten. Ja, man diskutierte ernsthaft, ob sie überhaupt eine Seele hätten, wie dies die alten Kirchenväter einst bezweifelt hatten. An Bodmer schreibt der Appenzeller Arzt L. Zellweger 1763: «. . . die Korruption ist allgemein geworden. Wir sind auf dem geraden Wege zum Untergang.»

Die Familie der Füßli brachte durch nahezu vier Jahrhunderte nur Goldschmiede und Gießer hervor, die mehr als 900 Kirchenglocken und unzählige Geschütze dem Staat abgeliefert hatten. Dann löste den technischen Typus eine Erbwelle mit vierzehn Malern ab. Johann Heinrich Füßli wurde am 6. Februar 1741 in Zürich als zweiter Sohn des Ratsherrn und Malers Johann Kaspar geboren, der auch als Herausgeber einer «Geschichte und Abbildung der besten Maler in der Schweiz» hervortrat. Der Knabe weinte, wenn er statt zeichnen, was seine Leidenschaft war und blieb, lesen sollte. Mit schmerzlicher Zurücksetzung mußte er mitansehen, wie sein Vater den ältesten Bruder und zahlreiche Schüler im Malen unterrichtete. Heimlich skizzierte er bei gestohlenen Kerzen im Bett nach den Stichen der häuslichen Sammlung. Er erfuhr das «nicht mein Wille geschehe» besonders hart in der absonderlichen Versteifung des Vaters, der gerade ihn, das künstlerisch höchstbegabte seiner Kinder, zum Studium der Theologie bis zur erfolgreichen Ordination Anno 1761 zwang.

An das gastfreundliche Haus der Füßli — es war ein anregender Treffpunkt durchreisender Künstler und Gelehrter — schloß sich auch der Kreis Bodmers. Goethe hatte ihn eine «wahre Henne für Talente» genannt. Bodmer hatte Miltons «Verlorenes Paradies» aus dem Englischen übertragen, entdeckte für den deutschen Sprachkreis Dante, Shakespeare, die Minnesänger und das Nibelungenlied. Er lehrte die heranwachsende Generation als freie, pflichtbewußte Republikaner denken. Als sachlich beschwingter Uebersetzer auch Homers stand seine Sprache im Gegensatz zum «verniedlichten Geschmacke» des modischen Rokoko und dessen «seidenglatten Söhnen der Lust» (Young). Mit den Jünglingen Lavater, Pestalozzi und Füßli durchdringt er mitreißend die Urtexte und bespricht die Aufklärungsliteratur. Aus dieser Atmosphäre idealen Tatendranges erfolgt der erste politische Angriff der jungen Männer durch die Schrift: «Der ungerechte Landvogt oder die Klagen eines Patrioten», darin sie einen Schwiegersohn des Bürgermeisters wegen mißbrauchter Amtsführung aufzeigen. Der Schuldige wird bestraft, aber Lavater und Füßli müssen wegen Verletzung des «Respektes» zunächst die Schweiz verlassen. Diese Ausweisung war ein undurchsichtiges Glück für das künstlerische Temperament Füßlis, der nicht Ja sagen konnte, wenn ihm ein Nein in der Kehle steckte.

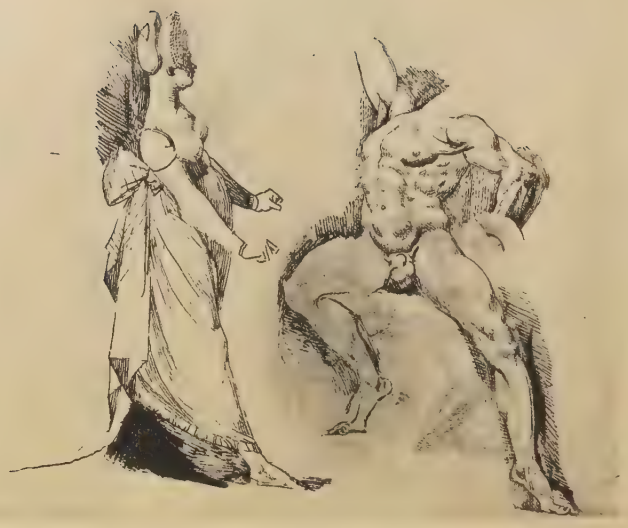
Der Einfluß Bodmers aber bleibt wirksam auch in dem zukünftigen Maler, der durch ihn die Helden des Altertums lieben gelernt und sie immer und immer wieder in kühn bewegten Kompositionen zeichnete, von ihnen besessen ganz und gar im Sinne der primitiven Völkerstämme, denn «Dämonen» sind ja wiederkehrende, gestürzte Götter.

KAMPF ZWISCHEN ENGLÄNDERN UND ORIENTALEN *Oelstudie — Privatbesitz Basel*

Ueber Berlin reist er mit Empfehlungen des dortigen englischen Gesandten nach London, wo er im Auftrag Bodmers eine Kulturmission als Uebersetzer und Vermittler englischer Neuerscheinungen übernehmen soll. Auf englischem Boden fühlt sich der vorläufig Verbannte gleich heimisch und frei, denn er beherrscht die nun entscheidungsvolle Sprache fast vollkommen. Wie er zu vollem Leben erwacht, das zeigen einige Briefstellen an den moralisierend warnenden Lavater: «Dumpf donnernd wälzet London seine Menschenfluten . . . die Schweiz ist ein kaum sehbarer Erdefleck und wenn man ihn sehen soll, so muß er einem Diamanten gleich schimmern und er ist schmutzig.» Er schreibt in Londoner Magazine aktuelle Aufsätze, übersetzt Winckelmanns: «Gedanken über die Malerei und Bildhauerkunst der Griechen», verfaßt ohne Autorangabe die Schrift: «Remarks on writings and conduct of J. J. Rousseau», in welcher er gründlich mit den Gegnern des Genfer Soziologen abrechnet. Die Entfaltung des neureichen Bürgertums, vor allem aber die Bühne Shakespeares und die Oper regen ihn zum fortgesetzten Zeichnen und Malen an. Er kann seine Blätter für zwei Guineen verkaufen. Vorübergehend nimmt er eine Stelle als Hauslehrer bei einem Grafen an. Er schreibt: «Ich lebe mit dem Lord W. und habe die Aufsicht über seinen Sohn, dem Gott alle Aeußerlichkeiten des Lebens und ein paar Passionen gegeben hat, als ein Mittelding zwischen Engel und Vieh. Daß ich mit allem, was in England groß ist, an der Tafel gesessen und mehr als gelitten worden bin, daß ich angeboten Geld ausgeschlagen und des Reichtums mästende Hand oft zurückgestoßen habe, hat mir mehr genützt, als wenn ich des großen Wolfes Moral in Folio auswendig wüßte!» Wieder später: «. . . daß die Malerei mein unerwürgbarer

DAME VOR LAOKOON
IM MUSEUM

Federzeichnung — Kunsthaus Zürich



Trieb war . . . so wäre ich schon lange imstand gewesen, meine Familie zu erhalten. Wenn es bloß darauf ankommt, so habe ich nichts zu tun als in Latein und Griechisch, Englisch, Deutsch, Italienisch und Französisch, Poesie, Zeichnen und Antiquitäten zu instituieren (unterrichten).» Er wirf Lavater vor, daß dieser nicht «französisch» verstehe. «Wenn ich die größten Laster male, so tue ich mehr nicht als Sophokles und Swift vor mir getan . . . ein junger Mensch in den Armen einer Operasängerin ist kein entsetzliches Laster, ist eine die Rute oft mit sich führende Narrheit, aber kein crime. Was meint er bei Aventurier? ist es meine Schuld, daß ich kein Brot in meinem Vaterland finde?»

Er wirft sich ganz auf die Oelmalerei. Schon sein erstes Bild «Joseph deutet Pharao die Träume vom Bäcker und Metzger» findet starke Anerkennung des damals führenden Meisters Reynolds. Er rät ihm, nach Rom zu gehen, zum intensiven Studium der Renaissancemeister und zur systematischen Ausbildung seines großen Talentes. Fast alle Werke aus dem ersten Londoner Aufenthalt, samt einer großen Folge von Glasgemäldekartons für eine Kathedrale, sind durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Da ging auch das Manuskript seiner «Geschichte der deutschen Poesie» verloren. Sein Lebensziel ist nun unverrückbar vor seinen Augen, er will Maler sein, «weil es das stärkste Mittel in meiner Gewalt ist, wie ich hoffe, Gutes zu tun.» 1770 segelt Füßli nach Livorno, legt sich auf den Boden der Sixtinischen Kapelle in Rom, beruhigt seinen Feuergeist im Lesen und Studieren des monumentalen Stiles eines Michelangelo. Kopiert ihn und Raphael und Lionardo (Wagner kopierte die ganze Partitur der IX. Sinfonie Beethovens), um in den Rhythmus ihrer sehenden Hände einzudringen. Fleißig zeichnet er nach Modellen, Kostüme und Akte und seziert in der Anatomie. Aber die vergötterten Werkhelden bleiben ihm Shakespeare und Michelangelo. Sie liebt er. Ihm schwebt vor — nur eine gewaltige Aufgabe kann seine Kräfte zur Höchstleistung anspornen —, in Fresken einen großen Saalbau auszumalen mit den Personen an Shakespeares tragischer Welt. Sechszehn Stücke großen Formats bezwingt er, aber seine Farbengebung bleibt stumpf, seine Palette treu den modischen Engländern. Was hätte der sonst im Lernen Unermüdliche auch in Venedig, wohin er reiste, bei Correggio, Tizian und andern Italienern, an reizvollen, neuen Farbakkorden aufnehmen können. Allein, er lehnt ja auch die sinnlich-befreiten differenzierten französischen Maler als Anreger ab.

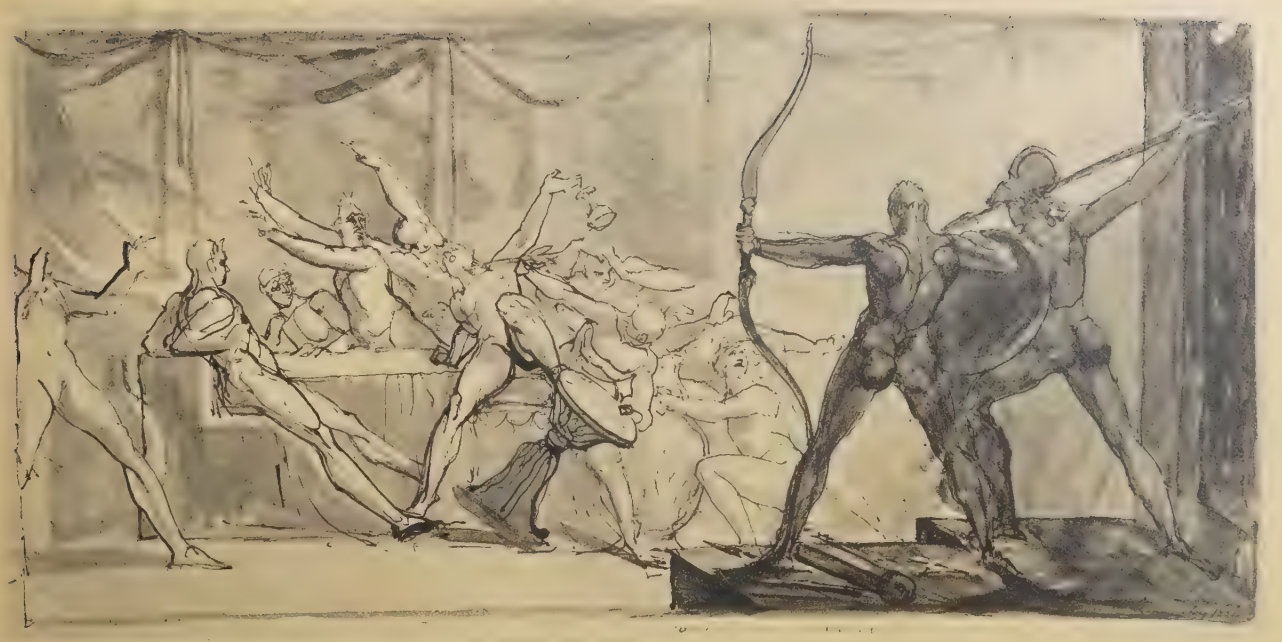
Lavater bestürmt ihn um exakt-affektive Charakterköpfe für seine «Physiognomischen Studien». Füßli antwortet ihm einmal, nachdem er bereits Zeichnungen hiefür geliefert hatte, seine Seele werde die Hitze der ewigen Jugend wohl nie verlieren, «warum aber soll ich Dir Zeichnungen von Dingen schicken, die mich nicht rühren, es ist ebenso unmöglich Jesus Christus zu malen, als Gott für einen Anbeter.» Lavater begreift und antwortet ihm: «Füßli, zeichne mir, was Du immer, immer willst!» Er ist aber kein Nachahmer des großen Bildhauers. Nur findet er vor

KRIEGER ERWARTET DEN ANGRIFF DER LUFTHÖLLE *Oelbild – Privatbesitz Basel*

allem seinen eignen sittlichen Antrieb hier zur Vollendung ausgereift: Visionen eines elementaren Menschengeschehens in einem «großen, erhabenen Stil, bei dem die Schönheit nur Dienerin der Größe ist ... mit einer negativen Farbe ... allen buhlerischen Schmuck verschmähte.» Ueber die Farbe aber schien sich Füßli getäuscht zu haben, denn vom Weihrauch waren die Deckengemälde schon zu seiner Zeit gebeizt und verblaßt. Vor allem bannt Füßli immer wieder der festumrissene Ausdruck äußerster Affekte: im Jüngsten Gericht sieht er «den Meisterzug der Meisterzüge jeder Leidenschaft angebracht, die das menschliche Herz beherrschen kann.» Diese Beurteilung ist uns heute etwas fremd. Als späterer Professor der Royal Academy definiert er das sittliche Element seiner Kunst so: «... daß die bloße Darstellung einer untätigen Form ein Mißgriff des Mittels, statt des Zweckes sein würde, und daß Charakter oder Handlung notwendig erfordert werden, wenn sie ein interessanter Gegenstand der Nachahmung werden soll.»

ACHILL TOBT
AM
SCHEITERHAUFEN
DES TOTEN
PATROKLUS

Zeichnung – Kunsthaus Zürich



ODYSSEUS ERLEGT DIE FREIER *Zeichnung — Kunsthaus Zürich*

In der Künstlerkolonie Roms gilt er als geistiger Führer, dessen überheblichem Wesen man Nachsicht angedeihen läßt. Im April 1778 hält sich Füßli auf der Rückreise nach London in Zürich auf und bleibt, mit privaten Aufträgen beschäftigt, bis in den April des folgenden Jahres. Hier entsteht das bekannte Doppelbildnis «Bodmer-Füßli mit der vermittelnden Statue des Sokrates». Es rief eine allgemeine stille Empörung hervor, wohl wegen der allzubewußten Haltung des nun fertigen großstädtischen Malers. Die Regierung bestellte bei ihm einen Rütlischwur. Dies Bild hängt heute noch im Sitzungssaal des Zürcher Rathauses. So hoch der Maler selbst gerade dieses Werk einschätzte, so wenig kündet es uns heute eine überzeugte Gemeindekraft der Schwörenden. Es sind fade süßliche Gesichter, die wenig straff gegliederten Körper in Theatermäntel eingehüllt. Wollte Füßli halbbewußt, als unwillkürlicher Prophet, die tatsächlich zwanzig Jahre später untergehende Eidgenossenschaft warnen? Oder hat ihn das Absinken des Reizfeldes Rom auf das noch immer zopfige Zürich gelähmt? Oder die langsam klarsehende Verbitterung über seine durch enge Vorurteile hintertriebene Verheiratung mit einem geliebten Mädchen aus edler Familie? Er verließ fluchtartig die Vaterstadt.

Nun läßt sich Füßli endgültig in London nieder, das seine eigentliche Heimat wird. Auf die Initiative des Stadtrates Boydell wurde eine Galerie für Historienmalereien gegründet, die der rastlos Tätige mit Gemälden nach Shakespeare beliefert. Darunter befand sich wohl das Thema: «König Lear verstößt Cordelia». Einen ungewöhnlichen Erfolg erzielte er mit drei phantastischen Gemälden großen Formats: «Drei Hexen», «Lady Macbeth nachtwandelnd» und «Nachtmahr», welches Bild auch in Stichen sich über die halbe Welt verbreitete. Wir wollen an diesem Stück, das uns einen Tiefblick in Füßlis symbolische Gestaltensprache gewähren kann, nicht vorübergehen. Wahre Bilder sind ja meist kunstverständig ausgedrückte Tagträume. Ein schönes Mädchen in weißem Kleid hat sich kopfvoran hängend über einen Divan geworfen. Aus dem sich teilenden Vorhang blickt mit stierblinden Augen ein Roßkopf. Auf ihrer Brust sitzt ein Affenkätzchen. Kein Wunder, daß diese raffiniert anklagende Magie des Ungelöstseins die Massen jener Zeit beschäftigt hat. Auf der Leipziger Messe mußte der feudale Schwerenöter Herzog Karl August herauslachend bekennen, als er den Stich kaufte, daß dieser Künstler der einzige sei, der wirkliche Imagination besitze.

1788 heiratet Füßli eine Engländerin: Sophie Rawlins aus Bath, eine anziehende stille Natur, welche die besondere Gabe besaß, die durch ihres Mannes träfe Bemerkungen Verletzten zu versöhnen. — 1790 bis 1799 entstehen auch 47 großformatige Bilder für die Miltongallery, ein Versuch wiederum, das Publikum durch zusammenhängende Schaufolgen, eine Art Vorläufer des heutigen Dokumentarfilms, zu gewinnen. Dieses Unternehmen aber bedeutete einen finanziellen

DIE FEE MAB *Oelbild – Privatbesitz Basel*

Fehlschlag, von dem sich der Maler nicht erholt hätte, wenn nicht Freunde und Gönner einen Teil seiner Bilder angekauft hätten. Während die Heere Napoleons die Schweiz besetzen, zeichnet er leidenschaftliche Bilder aus dem Freiheitskampf seines Vaterlandes gegen die Vögte Oesterreichs.

Nach 1800 wird Füßli ruhiger und ausgeglichen, der oft übererregte Stil sanft in Linien und harmonisch in Farben. Besonders ragen da acht Bilder zu Cowpers pädagogischen Gedichten hervor, darunter: «Das Familienleben auf dem Lande», mit einer sanft blühenden Farbtönung, die uns heute noch erstaunt und entzückt. Er illustrierte Wielands Oberon und 1810 wiederum den Homer. Als Professor der Royal Academy, an der er noch lange einen erheblichen Einfluß durch seine Vorlesungen ausübte, war nun sein Auskommen gesichert, und die Beweise sympathisierender Anerkennung umgaben den unermüdlichen Arbeiter bis zu seinen letzten Tagen im Hause der Gräfin Guildford, der Tochter seines ersten Mäzenen, des Bankiers Coutts.

Der englische Frauentyp, der ihn immer wieder anzog, ist meist hochgeschossen, mit spitzer Nase und archaisch kleinem Kopf. Lustig und witzig sind die Bleistift- und Federzeichnungen promenierender oder aufgeputzter Dämchen, richtige Modezeichnungen von meisterlich leichter Hand. Das karikierende Element lief immer nebenher als ein persönlicher Schutzengel, denn auch damals war man in England verblüffend schnell verlobt.

Um 1805 beschreibt sein Schüler Haydon den «Wild Swissman», wie man in London seinen Namen zuspitzte, so: «Seine kleine gedrungene Figur stand fest auf der Staffelei, malte mit der linken Hand, hielt niemals die Palette auf dem Daumen, sondern hatte sie auf seinem Stein liegen, und da er sehr kurzsichtig war, aber zu eitel, ein Glas zu tragen, so tauchte er gewöhnlich

seinen wilden Pinsel in das Oel und im Dunkeln rund um die Palette fegend, nahm er einen großen Klumpen Weiß, Rot und Blau auf . . . plasterte ihn über eine Schulter oder ein Gesicht . . . er war von vollendeter Bildung in der schönen Literatur und besaß die Gabe, jungen Geistern hohe und großartige Ideale zu inspirieren. Zu Frauen, wenn sie ihn mit ihrer Aufmerksamkeit auszeichneten, konnte kaum ein Mann ritterlicher sein als er.»

Das Farbproblem hat Füßli trotz schweren Ringens nach seinem eigenen Geständnis nicht gleich siegreich gelöst wie das Zeichnen und Komponieren bewegtester Gruppen. In der Technik seiner Bindemittel scheint er keiner sichern Erfahrung gefolgt zu sein, weshalb wir heute auf manche Bilder stoßen, die bis ins Schwarze nachdunkelten in Teilen und Risse oder flache Quellungen aufweisen. Seine eignen Werke vervielfältigte er selbst zu Reklamezwecken in Aquatinta- und Lithographieverfahren. Geschadet haben ihm die meist leeren Kupferstiche fremder Handwerker. — Als man Ferdinand Hodler eine Zeichnung Füßlis im Basler Museum zeigte, die einen bärtigen Hirten im Bauernkittel mit bloßen Beinen, einen Felsblock über dem Kopf stemmend, darstellt, fragte er: «Wer zeichnet denn da wie ich?» Eine gute Zahl der Zeichnungen von Füßli überrascht uns durch eine schwer definierbare Eigenschaft von Mutationen des Gestaltstils. Er weist entschieden in Blättern wie: Küssendes Paar (Oeffentliche Kunstsammlung Basel) auch bis zu Rodin.

Füßlis Lebenswerk spannte eine Kulturbrücke vom Bodmerkreis Zürichs bis zu dem frei anmutigen Gesellschaftsleben Englands im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Ein unentwegter Kämpfer des Heldenideals wehrhafter Demokratie, hat er sich in London siegreich behauptet. Zürich darf stolz sein auf seinen einst ausgestoßenen Bürger, der nun seit 1825 in der St.-Pauls-Kathedrale in London begraben liegt.

HANS GANZ

KÖNIG LEAR VERSTÖSST SEINE TOCHTER CORDELIA *Galerie Bollag, Zürich*

Direktor Max Reinhardt arbeitet mit zukünftigen Sternen des Bühnen-, Film- oder Radiohimmels auf der Arbeitsbühne seiner Theaterschule in Hollywood.

Links: Die äußere Ansicht der Max Reinhardt-Arbeitsbühne am Sunset-Boulevard in Hollywood, in nächster Nähe der Hauptbureaux der großen Filmgesellschaften.

Kronprinzessin Marta von Norwegen mit dem dreijährigen Prinzen Harald auf dem Schoß und seinen beiden Schwestern, der zehnjährigen Prinzessin Ragnhild (links) und der achtjährigen Prinzessin Astrid (rechts). Sie sind am 28. August des letzten Jahres in New York eingetroffen. Die amerikanische Demokratie der USA. kennt keine Unterschiede der Rasse, Nation, noch des Ranges und der Klasse. Diese Einstellung kommt jetzt auch den Familien exilierter Monarchen zugute.

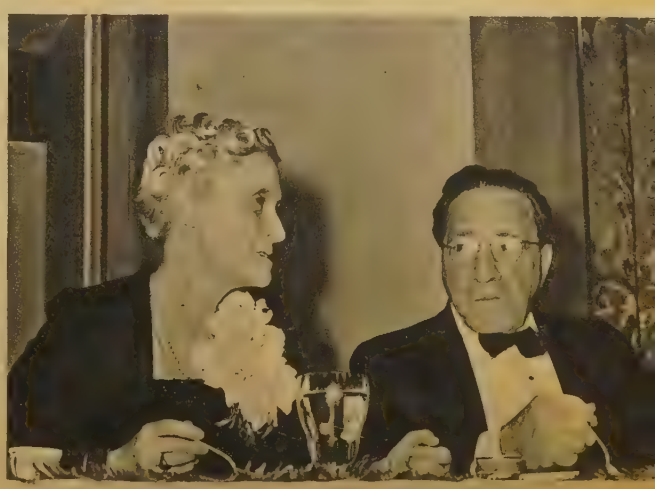
Ex-Kaiserin Zita von Oesterreich und ihre Tochter Elisabeth kamen als letzte Mitglieder der Habsburgischen Kaiserfamilie per Clipper in New York an. Auf dem La Guardia-Flugplatz wurde sie von ihren beiden ältesten Söhnen abgeholt, die schon früher in die Vereinigten Staaten gekommen waren. Rechts neben ihr Erzherzog Otto, der Prätendent für den Thron von Oesterreich-Ungarn, links hinter ihr Erzherzog Felix.

FLÜCHTLINGE

BERÜHMTE EUROPÄER IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Amerika, der neue Erdteil, war immer der Zufluchtshafen und das Land der Hoffnung für Menschen, welche Europa aus irgendwelchen Gründen verlassen mußten. Seien es einzelne, deren privates Schicksal sie trieb, in Amerika ein neues Leben zu beginnen, oder Gruppen, die um ihres Glaubens oder ihrer politischen Ueberzeugungen willen verfolgt wurden, sie fanden Aufnahme im riesigen amerikanischen Kontinent, der auf diese Weise von Europa aus allmählich besiedelt wurde, und den man oft den «Schmelztiegel Europas» genannt hat. Heute erleben die Vereinigten Staaten eine neue und besonders geartete Welle der Einwanderung aus Europa, welche mit den ersten Opfern des Nationalsozialismus aus Deutschland eingesetzt hat, und seit dem Beginn des zweiten Weltkrieges die Angehörigen von immer mehr besiegten Nationen und von immer breiteren Schichten, immer verschiedeneren Klassen und Parteien umfaßt. Während diese neue Emigration für die Vereinigten Staaten einerseits ein schwieriges Problem bedeutet, bringt sie andererseits wertvolle Elemente und große Persönlichkeiten, deren Wirkungsmöglichkeiten nun das amerikanische Leben bereichern.

Annemarie Clarac-Schwarzenbach



Genevieve Tabouis, die berühmte französische Journalistin, im Gespräch mit dem amerikanischen Rechtsanwalt Arthur Garfield Hays. Die intellektuelle Emigration aus Europa bestand seit 1933 fast ausschließlich aus Deutschen. Seit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges umfaßt sie immer zahlreicher auch Künstler, Wissenschafter und Journalisten aus andern Ländern.

BLICK VON SIGRISWIL AUF THUNERSEE UND NIESEN

Nr. 998 Behördlich bewilligt gemäß BRB. vom 3. Oktober 1939.

Frühling am Thunersee

Ein Schweizer schreibt
Anmerkungen zur Landschaft,
darinnen er lebt

Jeder weiß: von Thun aus reiht sich links und rechts Dorf an Dorf dem See entlang. Jedes hat, bei näherem Zusehen, sein eigenes Gepräge, seine besondere Lage und Bauart, seine besonderen Ausblicke und intimen Schönheiten, ja zum Teil sogar seine eigene Mundart. Das mag von der Zeit herrühren, da diese Siedelungen nur durch schmale Fußweglein (Oberländerweg) miteinander verbunden waren und daher in sich abgeschlossen ihr verträumtes Fischer- und Winzerdasein fristeten. Man denke z. B. an Gunten und Merligen. Aber das ist lange her. Der Fußgänger kann zwar seit einigen Jahren diese aufgefrischten Fußweglein über dem Seespiegel wieder ungestört genießen; aber der zielstrebige Verkehrsstrom bedient sich doch mehr der breiten Seestraße, die im oberen Teil, der Axenstraße gleich, im steilen Felsen verläuft. Doch wie nichtig erscheint das alles, Wege, Straßen, Strandbäder, Häuser und Paläste, selbst Ziergärten und Grotten, sobald man den Fuß höher hinauf setzt und das Auge darüber hinweg schweifen läßt, über blühende Matten, See und Gebirge! Der ewig große Dreiklang der Natur beginnt im Ohr neu anzuklingen: Erde, Wasser und Luft! Wie damals, als Großmutter das Märchen von der Schöpfung unauslöschlich in unser Bewußtsein senkte.

Es ist zu allen Zeiten schön am Thunersee. Im Sommer, zur Zeit des blauen Wunders, im Herbst, angesichts der bunten Melancholie des Untergangs, im Winter, in der blendend weißen Vereinsamung des Hochgebirges — doch tritt alles das in den Schatten vor dem jeden Frühling wiederkehrenden und immer wieder überwältigenden Akt der Neuschöpfung. Das Rückzugsgefecht des Winters vor dem mit unwiderstehlicher Macht vordringenden Frühling; ihm auf dem Fuße folgend die zuerst zaghafte, dann immer vollere, bis zur Ueberfülle anwachsende Verschwendung der Blumenaussaat —, das sind Schauspiele, an denen man sich nie satt sehen kann. Sieghaft richtet sich das Leben neu ein, während gegenüber der geschlagene Winter sich auf die höchsten Gipfel der Berge zurückgezogen hat. Dort allerdings bleibt er hartnäckig sitzen; weiß er doch, daß auch seine Zeit wieder kommen wird. Und wir Bergbewohner vergessen ihn nie; daher unsere Zurückhaltung in Freud und Leid. Wir kennen nicht die selbstvergessene Hingabe an den Augenblick, wie der Südländer, der sich, wie die ihn umgebende Natur, zu Tode blüht, sondern leben und sterben in Abständen, gleich den Jahreszeiten. Bald sind wir ein wenig unten, dann oben, aber nie ganz zu unterst oder zu oberst. Wir sind immer ein wenig Zuschauer und nie ganz nur «bei der Sache». Das macht das Wunder des ewigen Wechsels in der Natur, von der wir ein Teil sind, deren Majestät, im Frühling besonders, uns klein und bescheiden macht. Aber vielleicht kann nur der Kleine und Bescheidene die unendliche Größe der Schöpfung ganz ermessen; und vielleicht ist er darum demjenigen an Glücksgefühl um einige Ellen voraus, der nie Zuschauer, sondern immer nur Handelnder sein muß? Auch deshalb, weil er nicht in Versuchung gerät, an diesem Wechsel etwas auszusetzen oder ändern zu wollen, sondern sich willig vom Rhythmus mitschwingen läßt.

Adolf Schaer

Landschaft bei Bahar-Dar am Tanasee in Abessinien. Papyruspflanzen und ein Boot aus Papyrusblättern am Ufer.

Polnische Landschaft.

PROFIL UND SCHRIFTZÜGE MACCHIAVELLIS

VON MAX PULVER

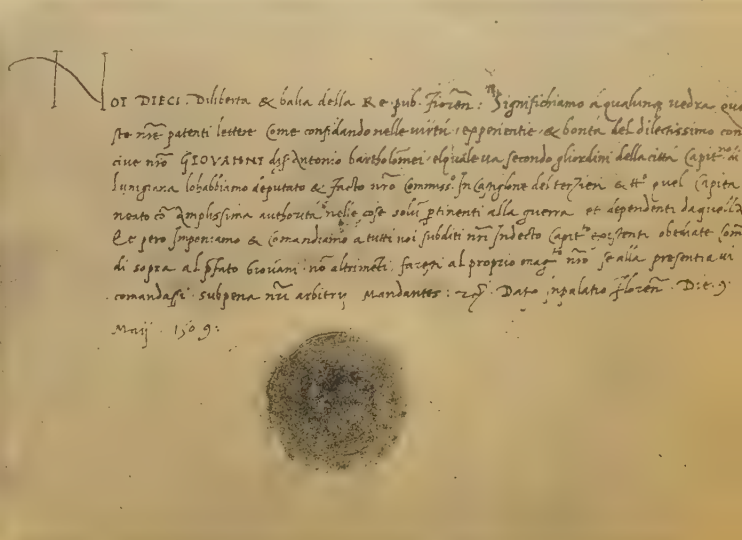
Die Wissenschaft versucht, weil sie vorurteilslos vorgehen will, sich den Einflüssen der Gesinnungen zu entwinden — die Gesinnungseinschläge ihrer Sinngebungen durch Einsicht in die Gegenstände zu berichtigen. Das ist aber nur in Fragen möglich, die das Bewußtsein nicht tiefer erregen, in Fragen also, die den Menschen als Menschen gleichgültig lassen. Also in gewissem Maße in technischen Fragen, soweit diese nicht zugleich kulturelle Fragen sind, auch zum Teil in der Mathematik und in ihren Anwendungsgebieten wie der Physik oder der physikalischen Chemie. Aber auch da sind die Grenzen der Gleichgültigkeit viel enger gezogen, als der Laie annimmt.

Schon in der Biologie entbrennt der Kampf der Gesinnungen offen, und die sogenannten Geisteswissenschaften und Kulturwissenschaften sind von Gesinnungen und von Ueberzeugungen weitgehend beherrscht. Was bedeutet zum Beispiel eine historische Tatsache? Welchen moralischen oder welchen menschlichen Wert hat sie?

Für den einen Historiker zum Beispiel ist Macchiavelli mit seinem Principe — der große italienische Patriot, der durch seine Ratschläge den erhofften Befreier Italiens aus der Fremdherrschaft unterstützen wollte. (Kapitel 26.) — Für einen andern Historiker ist derselbe Macchiavelli und derselbe Principe — ein fast verbrecherisches Buch, Anleitung und Verleitung zum Erwecken und Inbetriebsetzen skrupelloser Machtinstinkte, eine Einladung an die Bestie im Menschen, an den unmoralischen Machtmenschen und Triebmenschen.

Cesare Borgia wird zum Vorbild genommen, Treubruch, Wortbruch, Verräterei, Mord wird für den Fürsten, der es werden will, anempfohlen. (Kapitel 7, 8 und 18.) — Für einen Historiker, der Macchiavelli so verurteilt, ist das Gute, das sittlich Gute, wie es die Ethik lehrt und wie es z. B. das Christentum verlangt. — Für den andern Historiker ist dasjenige gut, was dem Fürsten nützt. Dieser Forscher konstruiert eine besondere Ethik für den Politiker, deren Werte sich nach dem politischen Erfolge richten. Der Zweck rechtfertigt da die Mittel. Eine biologische Einheit, ein Volk, oder etwas, was als biologische Einheit angesehen wird (manchmal auch ein Staatswesen oder eine Nation), entscheidet hier über die Rangordnung der Werte, über den Stufenbau des Vorziehens und des Nachsetzens. Schließlich könnte im Falle Macchiavellis ein Historiker noch einen dritten Standpunkt einnehmen. Er könnte vielleicht abstreiten, daß Macchiavelli als Patriot, und daß er als Vertreter oder als Anbeter des Willens zur Macht gehandelt habe, als er seinen Principe schrieb. Er könnte behaupten, Macchiavelli habe als reiner Realist nur das wiedergegeben, was im politisch Führenden und im politischen Leben überhaupt einzig zähle — der Erfolg! — Dieser Historiker billigt das dann ebensowenig, wie er es ablehnt. Es erregt ihn gar nicht, er stellt nur fest. In diesem Falle würde sich der Forscher des Gesinnungseinflusses enthalten, er würde nur das wissenschaftliche Interesse zu befolgen glauben — oder wirklich befolgen.

Wie war es nun wirklich bei Macchiavelli? Aus welchen Motiven heraus schrieb er seinen Principe und auch seine anderen Schriften, z. B. seine Discorsi, deren Betrachtung ich hier aber weglassen muß? Antwort auf diese Frage geben Bild und Schriftproben des Autors. Zunächst das Profilbild: Die vorstoßende Nase wirkt zunächst — und



aggressiv; aber ihre gewellte Form zeigt eine Sensibilität, die ihrem triebhaften Vorstoßen entgegenwirkt. — Im Gesamteindruck ist aber die Nase doch analytisch spitz, der Angriff erscheint als Kritik, als scharfes Unterscheiden. Augen — und Augenbrauenstellung verraten den scharfen Beobachter. Die Stirne ist steil, gleichsam kalt und trocken. Es steckt Abstraktionsfähigkeit in ihrem Ausdruck — aber doch zugleich Begrenztheit, Festigkeit und Starrsinn in intellektuellen Fragen. Die Stirne ist über den Augen kräftig entwickelt und trägt so den Ausdruck rascher Auffassungsgabe. Aber Verarbeitung im tieferen Sinne fehlt, die Gliederung der Stirne ist ungenügend, es kommt leicht zu bloßen Verallgemeinerungen, nicht zum Erarbeiten des Wesentlichen. — Der Mund ist gleichsam nackt; verschämt und unverschämt durcheinander, entblößend und zugleich entsagend, mit einem unverkennbaren Zug jenes Fanatismus, der in Bitterkeit und Grausamkeit endet. Selbstquälerisch — quälerisch. Und dann die breiten Backenknochen! Mit ihrer zähen Ausdauer, abstürzend in die unfaßbare Schwäche des Untergesichts, in die Schlaffheit der Wangen, und in das jeder Stoßkraft entbehrende Kinn.

Fortsetzung auf Seite 61

PUMA UND FLAMINGO

An einem klaren April-Nachmittag betrete ich den Zürcher Zoo. Vom Dache des Vogelhauses herab begrüßt mich mit heiserm Schrei ein Pfau. Ein anderer mit blondem Krönchen trippelt über den Weg, spaziert frei herum, weicht nicht aus. Dann komme ich zum Flamingoteich. Eine himbeerrotweiße Welt für sich ist da im Wasser und auf dem Rasen versammelt. Blühend, wie in einem Beet, stehen die neun Schlammtreter auf ihren langen Stielen. Diese schlanken, preziösen Beine, diese souveränen Gesten! Alle frieren ein wenig, denn der April ist noch zu kühl für sie. Einige haben ihre langen Hälse auf die Körper zurückgelegt und ihre dicken Bogenschnäbel im Gefieder verborgen. Sie schlafen. In ihren Träumen sind sie weit weg von hier. Wo? Das bleibt uns verschlossen. Vielleicht in Aegypten oder in den Mündungssümpfen des Quadalquivir? Vielleicht an den Ufern des Tschadsees oder im Delta des Ganges in Indien? Es gibt Vögel, die werden niemals heimisch in der Gefangenschaft. Sie fühlen sich sofort bis auf die Haut ausgezogen, unglücklich und bloßgestellt, sobald man sie ihrer natürlichen Umwelt entreißt. Auch nach Jahren gewöhnen sie sich nicht an die Widernatürlichkeit ihres unfreiwilligen Aufenthaltsortes und werden langsam zu Melancholikern. Die Flamingos sind zwar nicht hinter Gittern. Ihnen ist auch im Zoo eine relative Freiheit gelassen, sie können herumspazieren und können baden. Wenn aber der Herbst heranrückt und die Stimme ihres Blutes ihnen sagt, daß sie ziehen sollten, dann können auch sie nicht — denn ihre Flügel sind gestutzt. Ihre Heimat, die großen afrikanischen Seen, die breiten indischen Ströme, die Küsten des Mittelmeeres, werden sie niemals wiedersehen.

Im Raubtierhaus beherbergt momentan ein Käfig den schönsten Puma weit und breit, will heißen: im riesigen Berliner Zoo, im berühmten von Antwerpen und im Zoo von Rom gibt es kein schöneres Exemplar des amerikanischen Silberlöwen. Er streckt sich auf den saubern Planken seiner engen Behausung, seine Pranken über einen liegenden Baumstamm gehängt, blinzelt durchs Gitter in die Sonne, träumt, tut so als wüßte er nichts mehr um die Stunde, da er aus der freien Wildbahn in Patagonien hinter dieses Gitter geschleppt und für immer der Freiheit beraubt wurde. Aber in seinen grauen wäßrigen Augen liest man Resignation und Sehnsucht nach der Steppe, gelber Steppe, unendlicher Weite, Wildheit. Dann erhebt er sich und beginnt seinen Marsch hin und her, entlang dem Gitter. Ohne Unterbruch geht er auf und ab. Dieses ewige Hin und Her des machtvollen Tieres zwischen den Käfigwänden! Diese unablässige Geste der Verzweiflung! Ein Puma geht hin und her zwischen engen Wänden, stundenlang, lautlos, unaufhörlich, ohne Hoffnung. Er wird nicht wahnsinnig, das Herz bricht ihm nicht, er bleibt königlich. Plötzlich unterbricht er seinen Kreislauf und brüllt. Sein Schrei, eine donnernde Entladung von gefesseltem Willen und Qual, bedeutet Forderung, Auflehnung, Revolution. Aber niemand eilt herbei zur Befreiung. Hochaufgerichtet lauscht der Puma seinem Schrei nach, seine Augen weiten sich, er wartet zehn Sekunden, dann werden seine Lichter klein und sinken. Es war umsonst. Niemand wird ihm helfen. Von neuem beginnt er seinen endlosen Marsch über den braunen Bretterboden. Die Menschen vor dem Käfig fühlen ein angenehmes Gruseln und sind befriedigt.

Englische Schafweide im Jahre 1941

Ein deutscher Bomber ist im Luftkampf abgestürzt. Am Boden explodieren und brennen Tank und Ladung. Eine schwarze Rauchwolke hebt sich zum Himmel. Eine Spitfire-Maschine kreist über der Stätte, und die Schafe rennen entsetzt davon.

Wenn Puritaner jung sind

ROMAN VON ALBERT JAKOB WELTI

2. Fortsetzung • Copyright 1941 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

Brückmehl saß ruhig da und wartete. Endlich half er nach: «Was hast du denn mit den Leuten gehabt?»

«Da müßte ich dir mein ganzes Leben erzählen. Wenigstens das, was du nicht kennst. Also ziemlich die Hauptsache. Und was hättest du davon?»

«Hätten wir nur Scharnis Vorschlag befolgt!» lachte Brückmehl. Dann wären wir jetzt gegenseitig auf dem laufenden. Los, laß hören aus alter Zeit! Das nächste Mal ist's dann an mir! Holen wir mündlich nach, was unsre Faulheit schriftlich versäumt hat!»

Bender antwortete zunächst nicht. Aber sein Gedächtnis manövrierte wie eine Rangierlokomotive auf einem Bahnhof voll Güterwagen. Es brauchte Zeit, bis alles in geordneter Reihe stand, um ins Geleise freier Mitteilsamkeit auszufahren. Und auch dann noch blieb die Rückbefahrung weiter Strecken nötig, bis die Weiche erreicht war, durch die der lange Zug in eine folgerechte Linie der Ereignisse einzulenken vermochte, ohne durch Aufenthalte, Anschlüsse oder Kreuzungen im Abrollen behemmt zu werden.

Endlich war es so weit. Er fand den Rank, das, was er innerlich überschaute, nach außen in gereihte Worte zu leiten. Aber er sprach leise und vorsichtig. Nur Brückmehl, der ihm nähergerückt war, konnte ihn verstehen. Der Wirtshauslärm lag wie ein schützender Mantel um das, was Bender seiner innern Schamhaftigkeit abrang und alter Freundschaft anvertraute.

5. KAPITEL

Der Sohn des Vaters

«Du hast mich vorhin mit Oswald angeredet. Wirst aber auch gemerkt haben, wie mich das aus der Fassung brachte. Ich bin meinen alten Namen gar nicht mehr gewöhnt. Er kommt mir vor wie ein altes Spielzeug, an dem man sich als Kind einmal weh getan hat und das in den hintersten Winkel im Estrich verbannt war. Ich habe meinen Namen geändert, weil er mir wie ein Steuerruder am Hintern hing, das ich nicht selber lenken durfte. Wo es gilt, das väterliche Geschäft zu übernehmen, mag es von Vorteil sein, Ruf- und Geschlechtsnamen zu führen, wie er der Kundschaft geläufig ist. Aber das, was ich übernehmen sollte, war eben kein Geschäft, sondern eine Mission. Eine Mission, die eine Verpflichtung zu lebenslänglicher Demut, Bescheidenheit und Pietät bedeutete. Und den Verzicht auf alles in sich schloß, was außerhalb der Befugnisse eines notariell bestellten Nachlaßverwalters liegt. Das Ganze war nichts anderes als eine ungesunde Bürde Selbstverleugnung, die an der Würde meines Namens hing, den ich mir schließlich ja auch nicht selber ausgelesen hatte . . . ebensowenig als meine Alten. Du hast mich als Schulbuben gekannt und weißt, daß ich kein Stubenhocker war, sondern eher ein richtiger Draufgänger. Wenn's jetzt anders aussieht, ist nur die verdammte Rolle schuld, die mir der Zufall meiner Geburt angehängt hat, und von der ich mich zu spät gedrückt habe. Aber du willst mich jetzt nicht schimpfen, sondern lieber erzählen hören. Wo fang ich an?

Mein Vater ist mitten aus der besten Arbeit weggestorben. ‚In der Blüte seines Schaffens hinweggerafft', so schrieben die Zeitungen. Ich brauche dir nicht zu erzählen, wie berühmt er war. Du hast wahrscheinlich damals auch die Zeitungen gelesen. Ich weiß, du hast mir sogar einen langen Brief geschrieben und kondoliert. Merci, nachträglich. Aber um auf's Berühmtsein zurückzukommen: Kannst du dir vorstellen, was für eine Belastung für den Haushalt erwächst, wenn eins in der Familie berühmt ist? Besonders bei unsern kleinen Verhältnissen, wo sich alles Wand an Wand im engsten Raum abspielt! Wenn unsere Spießer von so einem Familienglied Witterung kriegen, schwitzen sie Glyzerin und verlieren alle ihre sonstige Kratzigkeit. Die ärgsten Nörgler und Schulmeister werden sanft, umgänglich und sogar liebenswürdig. Das betreffende Familienglied erfährt eine Verwöhnung durch hätschelnde Kritiklosigkeit, ein so dick aufgetragenes Wohlgefallen, daß die eigenen Angehörigen zuletzt nicht mehr nachkönnen und infolgedessen in den Ruf geraten, dem Heroen in ihren Reihen nicht das gebührende Verständnis entgegenzubringen.»

«Aber dein Vater hat's doch eine Zeitlang recht schwer gehabt?» warf Brückmehl ein.

«Sehr schwer hat er's gehabt. Ganz im Anfang. In den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist's den jungen Leuten nicht leicht gemacht worden, wenn einer zur Kunst wollte. Kunstkredite und Stipendien gab's damals nur privat, der Staat kümmerte sich um nichts dergleichen. Dafür waren aber auch die Steuern noch nicht so, daß sich jeder private Ueberfluß vor der Oeffentlichkeit verkriechen mußte, sofern er nicht Kreditbellerei vorstellte, wie die protzigen Karosserien unserer heutigen Automobile. Du wirst vielleicht auch bemerkt haben, daß Protzerei meistens gar nicht auf Ueberfluß schließen läßt, sondern sehr oft auf das Gegenteil. Protzerei ist nichts anderes als Schäbigkeit im Sonntagsstaat.»

«Wenn du erlaubst, will ich das einmal in einer Predigt anbringen.» Brückmehl schmunzelte ob der erwachenden Beredsamkeit des Freundes.

«Tu das! Aber was ich sagen wollte: Damals gab es noch richtigen, feststellbaren Ueberfluß in unserm Bürgertum. Und darum bestand für einen Künstler die knappe Sicherheit, von seinem Beruf leben zu können, wenn er sich dem Zeitgeschmack der begüterten Klassen anpaßte. Dieser Zeitgeschmack bestand in einer fast ausschließlichen Vorliebe für nationalsentimentales Genre oder heroischen Alpinismus. Mein Vater verschmähte es, sich in solcher Richtung einschirren zu lassen. Er schwelgte in

phantastischen Traumgebilden, über die man zwar lachen und treffende Witze machen konnte, aber die kein vernünftiger Mensch in seinem Salon aufhängen wollte. Man nahm ihn so wenig ernst, daß ein gewisses Mitleid rege wurde, das sich bemühte, einen Ausgleich zu schaffen. Denn die Gebiete der Kunstpflege und der Wohltätigkeit sind auf den Karten unserer erwerbstüchtigen Mitbürger mit sehr verwischten Grenzen eingetragen. Die Abfälle geringschätzender Erbarmnis bröselten auf meinen Vater herunter, so daß es gerade knapp für ein von Tag zu Tag improvisiertes Dasein langte. Als uneheliches Kind und einstiger Waisenhäusler war er sich's eigentlich gar nicht anders gewöhnt. Sein Stolz lag hinter einer Art Hornhaut. Er hatte es gar nicht nötig, demütig zu sein, denn er war überhaupt nichts. Hie und da gelang es ihm, die Fracht zu erschwingen, um ein Bild an eine auswärtige Ausstellung einzuschicken. Es kam vor, daß eines angenommen wurde. Des öfteren aber wies man ihn zurück. Einmal sandte er ein größeres Bild ein, an dem er lange gearbeitet hatte. Vierzehn Tage später bekam er einen Brief von ungewöhnlichem Format, mit ausländischer Marke. Als er den Brief gelesen hatte, rannte er hutlos die Treppe hinunter und auf die Straße. Dort merkte er, daß er auch keinen Kragen anhatte, aber statt umzukehren, lachte er hell auf und lief vor die Stadt hinaus. Irgendwo in einer Dorfwirtschaft setzte er sich unter blühenden Flieder. Man fragte ihn, was er wünsche. Er griff in die Tasche. Ja, er hatte Geld bei sich. Da blieb er sitzen und trank Glas um Glas. Gleich hinter dem Garten ging es bergab, und die Stadt mit dem langgekrümmten See lag fernhin in weiter Mulde. Als es Abend und Nacht wurde, saß er immer noch am selben Ort. Die Stadt winkte mit ihren Lichtern. Es dünkte ihn, als ob ihrer mehr wären, als an andern Tagen. Auf einmal stand er auf und ging behutsam den Hang hinunter. Es war ihm rund und wohlig zu Mute, aber er kannte seinen Zustand nicht. So kam es, daß ihm niemand ansah, daß er getrunken hatte.»

«Was stand denn in dem Brief?»

«So wart doch! Du verdirbst mir die ganze Ueberraschung. Jetzt kommt doch der Deus ex machina. Ein paar Tage drauf geriet das gebildete Agasul in eine Art schleichenden Fiebers. In dem eben neueingerichteten, prachtvoll ausgestatteten Hotel Seehof war der berühmte Barde aus dem Norden, der große Dichter Holofernes, abgestiegen. Die gewitterhaft auftretende Erscheinung des Mannes machte sich bald im Stadtbild bemerkbar. Man konnte stehenbleiben und ihm nachschauen. Aber zu weiterem kam es nicht. Das Literaturkränzchen versuchte, für den berühmten Gast eine Serenade zu veranstalten. Empfindsame weibliche Seelen hielten bereits die Stammbücher und Photographiealben gerüstet. Doch der illustre Mann wußte all das Wohlgemeinte zu vereiteln, das zu seiner Ehre gespielt werden sollte. Und statt an der venezianischen Nacht im seeumspülten Garten der Villa Schnorz-Breusi zu erscheinen oder die Aufführung der Neunten im Stadtkasino zu beehren, hielt er sich in Gesellschaft des kleinen Malerleins, mit dem man bisher immer so viel Erbarmen gehabt hatte. Man sah die beiden in guten, aber auch in obskuren Beizen herumsitzen. Sie waren anscheinend mit einer gründlichen, systematischen Durchprüfung aller einheimischen Weinsorten beschäftigt. Holofernes verachtete die gute Gesellschaft. Umso mehr, als sie seine Bücher ja doch kaufte, wenn er sich auch bloß von der Hinterseite zeigte. Was ihn an Agasul interessierte, war der Wein seiner Umgebungen und ein unbekannter Maler, namens Oswald Bender. Von ersterem nahm er ein paar Flaschen und letzteren ganz mit, als er eines Tages wieder plötzlich, wie er gekommen war, verreiste. Die Flaschen wurden noch unterwegs geleert, bevor der Zug in den Bahnhof der kunstfreudigen Residenz einfuhr, in der er seinem jungen Freund eine Zukunft aufbauen wollte. Holofernes wußte, daß er eine Entdeckung gemacht hatte. Schon im Vorjahr war ihm an der Ausstellung des königlichen Kunstvereins eine Arbeit des jungen Schweizers aufgefallen. Und was er heuer geschickt hatte, genügte, um Holofernes zu überzeugen, daß es eine Pflicht bedeutete, den Menschen herzuholen. In die Stadt, in die er selber auch durch eine freundliche Fügung verschlagen und wo er heimisch worden war. Nun wirst du dir ungefähr den Vers machen, was in dem Brief gestanden hat . . . oder?»

«Die Sache mit Holofernes hab' ich nicht gewußt», meinte Brückmehl. «Steht das in der Biographie?»

«Kabis. Drum erzähl' ich dir's ja. Aber jetzt wart nur. Es kommt noch viel unbiographischer. Ein paar Wochen nach der Abreise der beiden feierte eine Tochter aus gutem Agasuler Haus ihren zwanzigsten Geburtstag. Beim festlich gerichteten Mittagessen fing das bisher gehorsame Kind plötzlich Streit mit den Eltern an. Es ging aus dem Zimmer, ohne die Türe zu schletzen, stieg die Treppe hinunter und verließ das Haus. Die Alten waren ratlos. Anfänglich schlossen sie auf eine Störung im gesundheitlichen Zustand des eher zart veranlagten Mädchens. Es galt künftig aufzupassen. Aber als es am späten Abend nicht wiederkam und früh am Morgen noch nicht da war, gerieten sie in heftige Angst. Sie durchsuchten sein Schlafzimmer und fanden auf dem Nachttisch, sichtlich zu erleichtertem Finden recht auffällig hingelegt, einen leidenschaftlichen Liebesbrief. Er war vom Dichter Holofernes unterschrieben und an das Töchterchen gerichtet. Was aber noch schlimmer schien, der infolge seiner Berühmtheit immerhin mögliche Dichter trat als Freiwerber für das nun doch total unmögliche Malerlein Oswald Bender auf. Der Brief enthielt die glühende Darstellung einer stummen, hoffnungslosen und daher uneigennützigen Liebe, die der bescheidene Mensch für das fern über ihm stehende Geschöpf im Herzen trug. Holofernes hatte sein ganzes Können, den vollen Reichtum seiner Ausdrucksmöglichkeiten spielen lassen. Die angeborne Freudigkeit des Gestaltens verlockte ihn, aus dem einfachen Dienst am Freunde ein Kunstwerk zu bilden. So gelang es ihm denn auch, den jugendlich aufnahmefähigen Sinn des Mädchens zu betören.»

«Erzählst du das so, oder ist es wahr?»

«Kommt es auf Wahrheit an?» erwiderte Bender. «Auf meiner Zunge liegt Wein, und ich habe lang niemand zum Zuhörer gehabt. Lügen tu ich übrigens nicht. Ich überliefere nur, was man mir gesagt hat. Aber du begreifst: Liebesgeschichten, als deren Folgeerscheinung man selber herumläuft, bringt man natürlich in eine möglichst nette Form.

Das einzig Unbegreifliche an der Geschichte besteht für mich darin, daß mein Vater von der ganzen Werbung nichts wußte. Die seltsame Sache vollzog sich hinter seinem Rücken, er hatte keine Ahnung von dem, was für ihn getan wurde. Der bestimmende Einfluß, den sein Freund in der damals glänzendsten Kunststadt des nördlichen Nachbarreichs ausübte, hatte ihm daselbst zwar gleich von Anfang an eine Stellung geschaffen, wie er sie in der Heimat nie zu erträumen gewagt hätte. Aber es erschien ihm doch wie eine starke Zumutung an seine Gläubigkeit, als er in den Wirrgängen der neuen Umgebung plötzlich die Geliebte leibhaftig auf sich zukommen sah, die er daheim nur stumm und aus respektvoller Entfernung zu verehren gewagt hatte. Spuk konnte es keiner sein, denn das holde Wesen bewegte sich wie ihresgleichen unter den Leuten, die auf dem Parkett des vornehmen Saales herumstanden. Natürlich tat er nun erst recht linkisch. Er wälzte sogar Fluchtgedanken. Und es bedurfte noch kräftiger Ermunterung von seiten des unbeauftragten Brautwerbers, um ihn zu einem der Sachlage angemessenen Verhalten anzuspornen.

So wurde mein Vater binnen kurzem im besten Sinn des Wortes ein gemachter Mann. Freilich, ohne sein Talent und das, was er konnte, wäre er nicht machenswert gewesen. Holofernes hatte einen kostbaren Stein gefunden und sorgte nun dafür, daß er gebührend gefaßt wurde. Das war der ungefähre Sinn des Vorgangs. Jede Mißdeutung endete in hämischem Leerlauf. Mein Vater wußte zu schätzen, was er dem Freund schuldete. In seine warme Dankbarkeit mischte sich zwar anfänglich eine uneingestandene Eifersucht. Denn wenn das junge Mädchen sich entschlossen hatte, komme was wolle, Eltern und Heimat zu verlassen, war dies wohl mehr unterm Zauber der Persönlichkeit und der Wortkunst des berühmten Dichters, als infolge des Wissens um die heimlich dargebrachte Liebe des obskuren Malers geschehen. Zum Glück war die Freundschaft zum Freund so fest gegründet, daß sich auf ihr die Liebe zum Liebchen sicher aufbauen konnte. Von dem leisen Mißgefühl blieb zuletzt nichts übrig, als ein leicht beschämtes Erinnern. Das gegenseitige Ineinanderleben wanderte von einer glückhaften Ueberraschung zur andern. Es kommt selten vor, daß eine so verrückt eingefädelte Sache mit einem derart günstigen Ergebnis endet. Meine zuerst hart geängsteten mütterlichen Großeltern gaben schließlich auch ihren Segen. Der bürgerliche Himmel klärte sich. Mein Vater rückte in den Augen seiner Landsleute von einem verträumten Trottel zum heimlichfeisten

Schläuling empor. Es bildeten sich Anekdoten und Legenden um seinen Aufstieg. Als er ein paar Jahre später, zu europäischer Berühmtheit gelangt, in die Vaterstadt zurückkehrte, wollten alle das Erreichte vorausgesehen und vorausgesagt haben.

Ich war damals eben alt genug, um zu begreifen, daß ich an meinem Vater etwas vor andern voraus hatte. Die Väter meiner Kameraden waren lauter Herren Soundsos, meiner aber stand alle Augenblicke in der Zeitung und war bei Königen und Ministern empfangen worden. Nicht, daß ich mir etwas drauf einbildete. Aber es fiel doch allerhand Angenehmes für mich ab. Ich war eben noch nicht reif zur Erkenntnis, daß die Auswirkungen des väterlichen Ruhmes auf uns Angehörige mit einer gewissen Vorsicht genossen werden wollten. Ich gab mir keine Rechenschaft, daß das uns von allen Seiten entgegengebrachte Wohlwollen nur eine Art Mondlicht bedeutete, das vom Familienhaupt auf die Nebenhäupter widerstrahlte. Unser Haus wurde zum Mittelpunkt eines weitreichenden Gesellschaftskreises. Man lernte jeden Tag neue Menschen kennen und die meisten waren so nett und herzlich, daß sich immer wieder Freundschaften knüpften. Auch ich hatte daran teil und schloß mich in freudiger Zuneigung einem jungen Mann an, der meinen Vater häufig besuchen kam und von ihm besonders wohlgelitten war. Franz Fechinger, vier oder fünf Jahre älter als ich, sah ungefähr so aus, wie ich gern ausgesehen hätte. Er war schlank und hochgewachsen, hatte große hellblaue Augen und trug das gedämpft-blonde Lockenhaar wie eine Krone über einer prachtvoll gewölbten Stirn. Daß er sich dazu ein bis ans untere Ohrende reichendes Backenbärtchen leistete, empfand ich als den Gipfel der Verfeinerung. Er schwärmte damals für Schumann, Eichendorff und die altdeutschen Meister. Seine Verehrung für meinen Vater kannte natürlich überhaupt keine Grenzen. Es ließ sich auch nicht bezweifeln, daß Fechingers Gefühle seiner innersten Ueberzeugung entsprachen. Es kam alles so frisch und echt zu Worte, daß selbst etwaige Ungereimtheiten liebenswürdig wirkten. Er gehörte zu den Menschen, denen nichts übel genommen wird. Er durfte sich's leisten, im ablehnenden Urteil ebenso schroff zu sein, wie er im Zustimmen überschwenglich war. Daß er sich in beiden Fällen jeweils ein Hintertürchen offen hielt, wollten nur die wenigen Uebelwollenden bemerkt haben, die ihm seine glückliche Veranlagung mißgönnten. Franz Fechingers Zuneigung für das, was er verehrte, und sein Haß gegen das, was er mißbilligte, hatten das eine gemeinsam, daß sie mit einer Art Eifersucht geladen waren. Er fühlte sich gestört, wenn andere mitliebten oder mithaßten. Es kann wohl sein, daß er bisweilen dem eigenen Ueberzeugtsein nicht so ganz zu trauen vermochte. Nach außen hin gelang es ihm jedoch stets, die Haltung eines harmonisch ausgeglichenen Menschen zu wahren. Selbst wenn er Kater hatte, oder Moralischen, wußte er sich mit Würde zu geben. Und wenn er sich betrank — was nur sehr selten und bei erlaubten Gelegenheiten geschah —, bekam eine genialisch schmerzliche Romantik die Oberhand. Wenn aber der Wein schlecht gewesen war, oder unklug gemischte Libationen stattgefunden hatten, erwachte ein dämonisch-zynischer Lästerer, der sich aber ebenso plötzlich in einen fromm betenden Ekstatiker verwandeln konnte. Erschreckte Bildungsphilister verglichen ihn dann gern mit E. T. A. Hoffmann und waren stolz auf ihr Wissen, das ihnen jederzeit Vergleiche aus der Literaturgeschichte bereithielt. Denn Fechinger hatte sie auf taktvolle Art auf die Aehnlichkeit hingewiesen, daß sie glaubten, aus eignen Vorräten geschöpft zu haben. Nächsten Tags konnten sie dann meist beruhigt feststellen, daß er wieder den Weg zum kunsthistorischen Seminar unter die Füße genommen hatte, oder bei sich zuhause Miniaturen tuschte, die Eichendorffsches Waldesrauschen in die golddurchschimmerte Farbigkeit spätmittelalterlicher Buchmalereien zu übersetzen suchten. In hellen Frühlingsnächten aber griff er zu seiner Flöte und ließ unter den Fenstern schöner Mädchen zahllose Variationen über Robert Schumanns ‚Träumerei' erklingen.

Ich hatte zu jener Zeit eben die Schule verlassen. Mein Vater, der nur eine lückenhafte Volksschulbildung genossen und dann aus freiem Antrieb erstaunlich viel nachgeholt hatte, legte wenig Wert auf den Erwerb eines Reifezeugnisses. Von sich aus gesehen, mochte er recht haben. Was er an höherm Wissen brauchte, hatte er sich auch ohne Schulung verschafft. Er ging ganz vom Praktischen aus. Er fand es gut, ein wenig Latein zu können, just genug, um etwa eine einfache Inschrift zu entziffern und nachher leichter Französisch oder Italienisch zu lernen. Alles weitere galt ihm als Tintenschleckerei und Erziehung zum Stubenhockertum. ‚Du brauchst nicht alle die Umwege zu machen, zu denen man mich gezwungen hat!' pflegte er zu sagen. Dabei vergaß er, daß halt eben jedes neue Menschenleben wieder seine eigenen vorgeschriebenen und vorbestimmten Irrwege abzulaufen hat. Erziehung bedeutet im Grunde nichts anderes, als Präventivtraining in Hinsicht auf die Unvermeidlichkeit der Sackgassen und Schlingwege im Dasein. Für meinen Fall ergab sich das schnurgerade Gegenteil dessen, was der väterliche Wille beabsichtigt hatte. Ich wurde mit Gewalt, aber in der besten Meinung, durch ein Labyrinth der verschiedensten Lehrwege getrieben, aber ich durfte keinen einzigen bis zum Schluß fertig abschreiten. Den humanistischen Bildungsgang verließ ich just, als man anfangen wollte, die lateinischen und französischen Klassiker zu lesen, Chemie und Physik zu treiben, kurz auf dem Punkt, wo das langweilige Lernen anfing, Sinn und Zweck zu bekommen. Ich wagte mir gar nicht einzugestehen, wie gern ich auf der Schule geblieben wäre. Allerdings hatte ich mir auch selber viel verschüttet. Du weißt ja noch, was für eine Plage ich für die Lehrer gewesen bin, wenigstens in den letzten zwei Jahren meines Schulbesuchs.»

«Warst du das?» fragte Brückmehl. «Das hab ich jetzt ganz anders in der Erinnerung. Der Schlimmste von uns dreien war doch eigentlich Scharni!»

«Ich hab' das Gefühl, daß ich's war. Freilich etwas gebe ich zu. Im tiefsten Grund meines Wesens — und das kommt mir erst jetzt so richtig zum Bewußtsein — wäre ich ja viel, viel lieber ein braver, korrekter Schüler gewesen, als der vielversprechende Strick, wie ich ihn vorstellte. Oder besser, wie ich mich gleichsam verpflichtet fühlte, ihn vorzustellen. Denn so paßte es besser ins Bild, das ich von meiner Zukunft machte. Ich wußte, was mein Vater mit mir plante. Dadurch war mir der Schulbesuch im vornherein zu einem an und für sich belanglosen Provisorium gestempelt. Eine ernsthafte Auffassung der Lernpflicht blieb im Keim vereitelt. Die Einordnung ins Organische des Lehrgangs entbehrte für mich der abschließenden Zweckmäßigkeit. Ich war bloß eine Art kurzfristiger Logiergast, dem man mehr Nachsicht entgegenbringt als einem ständigen Bewohner. Ich vermute übrigens, daß man im Lehrerzimmer aufatmete, als ich endlich ging.

Nun steckte mich der Vater der Reihe nach zu einem Glasmaler, einem Mosaizisten, einem Anstreicher und zuletzt zu einem Baumeister. Seiner Methode gemäß war ich auch solcherorts wiederum nicht Lehrling wie andre Lehrlinge, sondern ein Zwitterding, halb Volontär und halb Zaungast. Ich litt schwer unter dieser Unumschriebenheit meiner Stellung. Was an der Mittelschule zwischen sozial Gleichstehenden noch eben erträglich sein mochte, ward nun hier zu schroffer Quälerei. So sehr ich mir Mühe gab, das Gegenteil zu beweisen: Für die hartgeschundenen Lehrlinge und teilweise schlecht bezahlten Arbeiter, mit denen ich in Berührung kam, war und blieb ich ein Herrenbübchen. Da galt keine Pietät gegenüber väterlicher Berühmtheit. Aber man setzte ohne weiteres voraus, der zunftwidrige Eindringling halte sich für etwas Höheres oder Besseres. Er mußte daher dementsprechend ruppig behandelt und möglichst schmählich gedemütigt werden. Gelegenheit dazu ergab sich natürlich sofort, als sie entdeckten, daß ich noch weniger konnte, als der Geringste unter ihnen. Ich ließ alles über mich ergehen. Es folgten Wochen voll fruchtloser Anstrengungen meinerseits und erfindungsreicher Anödereien von seiten der andern. Bis es am Ende meiner Gutmütigkeit und dem Aufwand meines besten Willens gelang, menschlich ein so leidliches Verhältnis herzustellen, daß ich hoffen durfte, nun auch handwerklich gefördert zu werden. Aber gerade dann pflegte es sich zu ereignen, daß mein väterlicher Gewalthaber für gut fand, mich abwechslungshalber an einem andern Karren ziehen zu lassen. Einfach weil ihn dünkte, ich hätte mich nun genug auf diesem Gebiet handwerklicher Kunstbetätigung umgesehen und bedürfe frischer Anregung. Für mich war das immer ein furchtbarer Augenblick. Ich wußte, jetzt ging die ganze Marter von neuem los . . .

Ich sehe dir an, daß du mich fragen willst, wieso ich mich nicht gewehrt hätte. Nun, das ist leicht erklärt! Mein Vater vereinte für mich auf seinem Haupt zweierlei Autorität. Erstens

die ihm natürlicherweise zukommende und zweitens die aus seinem Berühmtsein nach allen erwachsende. Das langte doch fast für eine Art Unfehlbarkeit. Und dann vergaß nicht: Die Vorkriegszeit, zu der wir gehört haben, hatte noch keine Vater- und Ueberväterkomplexe. Oder man wußte es eben nicht, was aufs gleiche herauskommt. Heut' führt jeder ungewaschene Lümmel vergnügt im Maul, wenn er seinem alten Herrn ein erhöhtes Taschengeld abpressen will. Ich glaubte an meinen Vater und würde auch heute noch an ihn glauben. Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie es zwischen uns ausginge, wenn er noch lebte. Er meinte es zweifellos gut. Daß die Dinge anders kamen, als er sich's vorgestellt hatte, darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Bei seinem ungeheuren Lebenswillen rechnete er nie mit der Möglichkeit, auch eines Tags allein am Weg lassen zu müssen, den er mir vorgesteckt, aber noch nicht gebahnt hatte. Er wollte gewissermaßen in mir eine zweite Laufbahn erleben. Aber in vereinfachter und verbesserter Auflage, unter Herausziehung und Verwertung aller während der ersten, eigenen Laufbahn gemachten Erfahrungen. Und so muß ich denn heute einen Beweis seiner Liebe gerade dort erkennen, wo er mir am meisten geschadet hat. Doch ist das eigentlich ganz folgerichtig, ich möchte fast sagen: natürlich. Denn da, wo man nicht liebt, irrt man auch nicht. Und wo man liebt, richtet man häufig das größte Unheil an. Seine Feinde zu lieben, wäre vielleicht das radikalste Mittel, mit ihnen fertig zu werden.

Während ich so allerhand praktische Erfahrungen über Knigges bekanntes Thema sammeln durfte, brachte Fechinger seine Doktorarbeit zu Ende, die sich mit Einfluß und Ueberwindung der Romantik im Werk meines Vaters befaßte. Er war in letzter Zeit ernster und gemessener geworden. Die Mondscheinserenaden vor den Fenstern schöner Mädchen hörten allmählich auf. Schumann und Eichendorff wurden durch Brahms und Novalis ersetzt. Die Vertiefung seines Wesens machte sich auch in seinem Aeußern bemerkbar. Die biedermeierischen Elemente seiner Kleidung wichen einer zeitgemäßen Gewähltheit in Stoff und Schnitt. Auch das Backenbärtchen wurde geopfert. Aber ich bewunderte ihn mehr als je. Ich war nicht der einzige. Was neben seiner Liebenswürdigkeit am meisten an ihm geschätzt wurde, war seine große und so natürlich gegebene Bescheidenheit. Man hielt sie mir des öftern als nachzuahmendes Beispiel vor. Denn ich wurde von verschiedenen Seiten — warum, wüßte ich noch heute nicht zu sagen — einer heimlich wuchernden, aber üppigen Anmaßlichkeit bezichtigt. Es galt, mich vor einer bösen Klippe zu bewahren. Mit der Zeit wurde ich so zum Objekt einer richtigen pädagogischen Epidemie. Immer mehr Leute wollten sich an dem guten Werk, mich zur Bescheidenheit zurückzuerziehen, beteiligen. Ich konnte kaum mehr ein Wort äußern, ohne einen wohlgemeinten Dämpfer zur Antwort zu bekommen. Auch mein Vater wurde in zwar diskreter, aber um so herzlicherer Weise auf meine heimliche Selbstüberhebung hingewiesen. Er war fürs kurze, kräftige Verfahren: Ein paar saftige Ohrfeigen sollten bei erster Gelegenheit dem Uebelstand ein Ende bereiten und die Sache nachher vergeben und vergessen sein. Leider ergab sich diese erste Gelegenheit, wie er meinte, just in größerer Gesellschaft. Daß wohlgemeinte Eingreifen geschah vor den Augen von Erwachsenen und Gleichaltrigen. Um dieser willen war's besonders peinlich, um so mehr als auch Mädchen dabeistanden. Natürlich fand man die väterliche Handlung höchst originell und war von da an überzeugt, daß mir gegenüber alles gestattet sei. Ich weiß nur eines: Von jenen Ohrfeigen an, die ich als Siebzehnjähriger im Angesicht einer ganzen Teerunde einsacken mußte, ging's bei mir abwärts. Ich will nichts gegen das vierte Gebot sagen. Das Andenken meines Vaters ist mir so heilig wie irgend einem Sohn. Aber ich habe das Gefühl, daß ich heute ein andrer Kerl wäre, wenn ich mich damals tätlich gewehrt hätte!»

«Wider deinen Vater?» meinte Brückmehl bedenklich.

«Wider meinen Vater! Er würde es mir verziehen haben, und die andern hätten mich in Ruhe gelassen, Angst vor mir gehabt. Lieber ein Scheusal sein, als ein Waschlappen, an dem sich jeder die Schuhe abreibt! Aber was hilft's. Geschehen ist geschehen. Mein Vater hat zum Glück nicht mehr Gelegenheit gehabt, zu sehen, was bei seiner Art Erziehung herausgekommen ist. Du wirst von dem Unfall wissen, bei dem er ums Leben gekommen ist. Wie's eigentlich hergegangen ist, war freilich in keiner Zeitung zu lesen. Er hatte von jeher die schlechte Gewohnheit, davonfahrenden Tramwagen nachzurennen. Wenn ich sage Gewohnheit, ist das schwächlich ausgedrückt. Es war schon mehr eine Art leidenschaftlicher Versessenheit. Er pflegte zu behaupten, daß sich die Trams bei seinem bloßen Anblick in Bewegung setzten, und zwar expreß, um ihn zu ärgern. Alle, die mit ihm verkehrten, kannten diese wilden Jagden hinter so einem Vehikel her. Denn sie wurden sehr oft gezwungen mitzutun. Hohe feierliche Herren wie Bundesräte, Diplomaten, Universitätsprofessoren oder Großindustrielle durften bei solchen Anlässen ihrer Kunstbegeisterung durch ein lustiges Hundeträbchen tätigen Ausdruck verleihen. Es mußte manchmal lustig sein, dabei zuzuschauen. Bei meinem Vater war's sicher nicht der Geiz um die verlornen paar Minuten, bis der nächste Wagen kam, was ihn zu so wenig würdevollen Rennereien anspornte. Ich glaube viel eher, daß eine Art Sportgeist im Spiel war, obwohl er sonst von Geistern dieser Art nichts wissen wollte. Oder daß ihn ein hygienisches Bedürfnis trieb. Es kann aber auch sein, daß sich Ueberfluß an schöpferisch drängender Kraft auswirkte, der in der künstlerischen Arbeit nicht zur Verwendung kam. Die künstlerische Produktion kann nämlich nicht immer mit Volldampf schaffen, wie manche Kunstliteraten meinen. Es gibt lange Perioden, während derer sie mit einem Minimum von Antrieb auskommt. Beim Ausfeilen, beim Fertigmachen oder auch angesichts einer auszuknobelnden Lösung. Meinen Vater brauchte man nicht einmal sehr genau zu kennen, um die schwellende Unruhe auf dem Grund seines Wesens zu gewahren. Denn sie verlieh selbst den alltäglichsten Verrichtungen seines Daseins eine ungeduldige, ruckweise Hast.

Nun, was viele vorausgesehen haben wollten, geschah eines Tags. Er verfehlte das Trittbrett des Triebwagens, stürzte vor den Anhänger und wurde trotz der Geistesgegenwart des Führers, der die Bremsen bis zum Heulen anzog, zwischen Drehgestell und Schienenweg zu Tode gedrückt.

Im Wirbel jener Tage hat sich viel Erinnern verflüchtigt. Der Einsturz war erfolgt, aber noch lang lag eine nebelnde Staubwolke überm Geschehnis. Du weißt, wie so was ist. Wirst ja wohl oft gerufen werden, um bei solchen Anlässen mit Trost und Beistand einzuschreiten.

Das Leben meiner Mutter war bisher völlig in der Betreuung des geliebten Mannes aufgegangen. In diese Betreuung waren wir Kinder freilich miteinbezogen. Jetzt kam es ihr auf einmal vor, als ob ihr Dasein an Berechtigung verloren hätte. Sie war mehr dem Künstler als dem Menschen verbunden gewesen, und das kam nun auf seltsame Weise zutage. Sie bemutterte das Werk ihres verstorbenen Mannes wie eine von ihr gehegte und durch ihre Sorgfalt zur schönsten Reife gediehene Frucht. Wir Kinder aber bedeuteten eine selbstverständliche und daher für sie nicht zum Wunderbereich ihres Daseins gehörende Folge der bürgerlichen Ehe, die fast etwas verschämt neben der geistigen einhergegangen war. Daher blieb ein leerer Platz bestehen, der unter andern Umständen durch einen engern Zusammenschluß auszufüllen gewesen wäre. Aber wir waren durch nichts genötigt, anders zu leben, als wir es gewohnterweise im Brauch hatten. Keine materielle Not zwang uns, zusammenzurücken und beieinander Wärme zu suchen. Meine Geschwister litten weniger darunter als ich. Sie hatten sich Ziele vorgesetzt, die gänzlich im Bereich bürgerlichen Berufslebens standen. Nur mich, den ausersehenen Fortsetzer der väterlichen Tradition, zog die Mutter manchmal zu unverbindlicher Beratung bei, wenn es sich um Fragen der künstlerischen Nachlaßverwaltung handelte. Ganz sachte sollte ich auf meine künftigen Pflichten, mein völliges Aufgehen in dieser Nachlaßverwaltung vorbereitet werden. Was ich selber leisten würde, war im voraus Nebensache. Diese Einstellung auf mich war nicht böse gemeint, aber sie hat mir das Genick gebrochen.

Ich war damals unbefangen stolz auf meinen Vater und das, was er geleistet hatte. Der mit solchem Stolz verbundenen Verpflichtungen wurde ich noch nicht gewahr. Aber was mir bald auffiel, war die veränderte Haltung unserer gesellschaftlichen Umgebung, kaum, daß das Begräbnis vorbei war. Vorher hatte man vergnüglich an der Formung meines Charakters mitgebastelt, so quasi um meinem Vater etwas abzunehmen, zu dem er nicht Zeit haben konnte. Jetzt leistete man ganze Arbeit und bemühte sich redlich, alles zu ersticken, was noch an Selbstvertrauen in mir

stecken mochte. Widerstand aufzubringen, fiel mir nicht ein. Meine bisherige Erziehung hatte mich gelehrt, daß jeder im Recht war, der mich ins Gesicht schlug. So begnügte ich mich damit, die Menschen, mit denen ich in Berührung kam, nach drei Klassen einzuteilen: a) die Gleichgültigen, die nichts von mir wußten; b) die Feindseligen, die nichts von mir wissen wollten — und c) die Wohlwollenden, die, was sie von mir wußten, unablässig in Belehrung umsetzten. Gegen Klasse a und b war nicht viel einzuwenden. Sie gehören zum Selbstverständlichen, wo nicht zu den Annehmlichkeiten im Leben. Die Klasse c hatte immer so ungeheuerlich Recht, daß ich zunächst gar nicht merkte, worauf es abgesehen war. Ich hab' zwar keine Lust, noch mehr Steine in die Vergangenheit zu werfen, als ich's in Stunden einsamer Verzweiflung schon getan habe. Aber weil ich nun einmal so weit bin, auszupacken, herauszukotzen, wenn du willst, soll's gründlich und ohne Schirmwand geschehen. Wenn ich verbittert bin, hab' ich eben Grund dazu. Und schließlich gehört's ja auch mit in deinen Beruf, Bitteres zu hören und ihm den richtigen Sinn zu geben. An der Spitze der Wohlwollenden stand, wie zu erwarten, Franz Fechinger. Er hatte sich in der letzten Zeit immer mehr auf das Gebiet der ausübenden Kunst hinüberbegeben und es hieß, daß er völlig umzusatteln gedächte. In wachsendem Maße fühlte er sich die Verpflichtung übertragen, das geistige Erbe des dahingegangenen Meisters zu übernehmen und es weiterzuführen. Nach der geltenden Meinung war er vorausbestimmt, mit seinem Werk an das vollendete anzuknüpfen und der Fortsetzer zu sein, wo der Meister aufgehört hatte. Mir wurde nur ein bescheidenes Randgebiet des väterlichen Wirkungskreises eingeräumt. Ich sollte mich auf das Zwitterding einstellen, welches man damals angewandte Kunst nannte. Es ging mir damit etwa so, wie einer Geiß, die man an einen eingesteckten Pfahl anbindet, damit sie nicht mehr abweiden kann als just ihre Tagesration.

Mürbe, wie ich es bereits war, fügte ich mich auch hier. Aber eigentlich habe ich damit Selbstmord begangen. Denn ich fing nun an, innerlich jedem recht zu geben, der wider mich war. Alles Wohlwollen, das mir dargebracht wurde, nahm die Form mehr oder weniger milden Verweisens an. Das Wohlwollen meines Alten war bei aller Gewalttätigkeit echt gewesen. Aber die aus der Erbmasse übernommene Gutmeinenheit für mich war zwar nicht gerade verfälscht, aber auch nicht waschecht. Ich war drauf angewiesen, andern zu glauben, weil ich mir selber nicht mehr glaubte. Wie sollte ich's wagen, wider die allgemein sanktionierte Rollenverteilung zu murren? Fechinger übernahm das weiterführende Schöpfertum, und ich fand mich zum Hüter des Geschaffenen bestellt. Mein Lebenszweck war als eine Art Notariatsverwaltung des berühmten Namens gedacht. Als Haupterfordernis wurde strenge, orthodoxe Pietät von mir verlangt.

Du wirst jetzt meinen, daß ich übertreibe. Aber um dir zu zeigen, daß ich nicht ungerecht sein will, gebe ich dir ohne weiteres zu, daß die Sache nicht so bös gemeint war, wie sie nachträglich herausgekommen ist. Wahrscheinlich meinten es die meisten unter den Wohlwollenden sogar wirklich gut mit mir. Auch Fechinger. Aber die schrullenhafte Ausbildungsmethode, die mein Vater mit mir ausprobieren wollte, verleitete die guten Leute zu der Annahme, er sei von meinen Fähigkeiten wenig überzeugt gewesen. Er habe mehr so schauen wollen, wie und wo er mich unterbringen könnte. Ich war natürlich nicht in der Lage, Gegenbeweise zu erbringen. Und um mich zu beklagen, fehlte mir der Mut.

Da kam die Einberufung in den Militärdienst. Ich wurde höchst gewaltsam, aber wohltätig aus den Fängen würgender Demut gerissen. Der atemlose Betrieb, wie ihn eine zehnwöchige Schweizer Rekrutenschule mit sich bringt, schüttelte so was ähnliches wie ein Mannsbild aus den Falten meiner Hemmnisse. Ich war plötzlich etwas, was jeder andere auch war. Das gemeinsame Schlafen, Fressen und Schwitzen brachte mich in eine völlig neue Beziehung zum Dasein. Da nahm ich keine zweifelhafte Mittelstellung ein, wie seinerzeit in den Baubureaux und Werkstätten. Da gab's keine Ausnahmen. Man war einfach ein Tropfen im jungen Saft der Nation. Die Vorgesetzten wußten nichts von mir. Sie sahen nur, was ich vor ihren Augen leistete. Mein Schießbüchlein war keines von den schlechten, und auf der Hindernisbahn vergnügte ich mich wie beim Karussellfahren. In der spärlichen Freizeit begann ich frech und breitspurig einherzugehen. Den Mädchen sah ich fest ins Gesicht und lernte bald zu erkennen, wo etwas zu machen war. Aber ich maßte mir an, wählerisch zu sein. Ich ließ mich nur mit richtigen Frauen ein, die es um die Hüften hatten, daß man den Arm drum legen mochte. Mit dreizehn Jahren hätte ich einmal schier meine Keuschheit verloren. Es ist zum Glück nicht geschehen, aber dem Erlebnis verdanke ich immerhin eine gesunde Klarheit über das, was ich mir unter einem Weib vorstelle. Die überbildeten Gänse mit Kunstmeinungen, wie sie bei meiner Mutter verkehrten, haben meine Begehrlichkeit schön in Ruhe gelassen. So sind mir wenigstens in der Hinsicht Unannehmlichkeiten erspart geblieben. Denn Abenteuer mit solchen Weibern enden immer mit moralischem Sachschaden.

Um auf meine Militärzeit zurückzukommen: Ich glaube, das, was mir den Dienst am meisten wert machte, war die Entpersönlichung, die im Tragen einer Uniform liegt. Damals hatten wir noch die alte, kleidsame Schwarzrote. Zum erstenmal steckte ich in einem Kleid, das mich nach außen hin als normalen Menschen verbürgte. Als Kleinkind ging ich wie ein zurechtgemachtes blondgelocktes Jesusbüblein herum. ‚Ecco il bambino Jesu!' riefen die Italiener, als mich die Eltern auf einer Reise nach Rom und Neapel mitnahmen. Und später, auf der Schulbank, war ich wieder anders angezogen, als alle andern Kinder. Nur, daß es mir da keine freundliche Begeisterung der Menge einbrachte, sondern rauhen und oft handgreiflichen Schulbubenspott. Ach, was ich als Kind wegen des künstlerischen Geschmackes meiner Eltern habe ausstehen müssen! Wenn ich fragte, warum ich keine hübschen Matrosenkleider, keine andern als faltige Pumphosen und keinen richtigen Hut an Stelle meines Samtbaretts tragen dürfe, hieß es, ich solle froh sein, Eltern zu haben, die wüßten, was wirklich schön sei. Ich müsse mich nicht durch die andern Kinder beirren lassen, deren Eltern keinen künstlerischen Geschmack besäßen, sondern tapfer zu meiner Kleidung stehen. Das war natürlich trefflich gemeint. Mein Charakter sollte gestählt werden. Ich sollte lernen, zu meiner Ueberzeugung zu stehen. Das wäre ganz recht gewesen, wenn die Ueberzeugung, zu der ich stehen sollte, wirklich die meine gewesen wäre. Aber ich fand eben die geschmacklosen Moden viel schöner als das individuell angepaßte Zeug, das ich trug. So lernte ich nur heucheln. Und zwar meinen Eltern gegenüber . . . was schlimmer war, als wenn ich es nach außen hin getan hätte, Fremden gegenüber. Weißt du noch, wie ihr mich wegen des breiten, weißen Spitzenkragens auf meiner Sammetbluse geplagt habt? Wenn du geahnt hättest, wie ich dich damals um deine billigen wilhelminischen Matrosenkleider beneidete! Selig die Kinder, deren Eltern keinen künstlerischen Geschmack besitzen!

«Aber später warst du doch eigentlich immer ganz vernünftig angezogen?» erinnerte Brückmehl.

«Später, als ich ins rasche Wachsen kam, trug ich die Sachen meines Vaters aus. Neue Kleider bekam ich eigentlich nie. Immer war irgend etwas zu lang, zu kurz oder bauchte sich irgendwo zu sackartigen Unförmlichkeiten. Und darum habe ich mich überhaupt nie richtig anziehen gelernt.

Als der Militärdienst herum war, kam natürlich alles wieder ins alte Gleis. In demutsvoll ererbten verrumpften Zivilkleidern drückte ich mich unter der in allem überlegenen Mitmenschheit herum. Meine Zukunft machte mir den Eindruck einer auf mich zukommenden Pflasterwalze, neben der es kein Ausweichen gab. Ich wäre gern nach Paris studieren gegangen, aber die Wohlwollenden fanden mich zu jung. Schon allein, weil mein Alter erst mit vierzig Jahren hingekommen war. Aber man gestattete mir dafür, nach München zu gehen, da Fechinger dort war und mich betreuen wollte. Gegen die Stadt an sich wäre nichts einzuwenden gewesen. Ihr einziger Nachteil für mich bestand darin, daß sie noch im Bereich der mich gängelnden Leine lag. Als ich ankam, stand Fechinger auf dem Bahnsteig. Er nahm mich mit seinem sonnigsten Lächeln in Empfang. Es war ohne mein Zutun ausgemacht, daß er meine Schritte zu leiten hatte.

Ich bezog ein möbliertes Zimmer, das er für mich wählte. Ich aß in dem Restaurant, wo er zu essen pflegte. Alles war vorausbesorgt und vorausgedacht. Keinen Augenblick hatte ich das Gefühl, in der Fremde zu sein. Aber ich war auch sofort überzeugt, daß ich mir allein nicht zu helfen gewußt hätte.

Immerhin wurde mir an der dortigen Schule zum erstenmal systematische und andauernde handwerkliche Förderung zuteil. Ich war für Belehrung sehr zugänglich und hatte keineswegs die

vorgefaßte Meinung, schon im voraus alles besser zu wissen, als die Lehrer. Diese Vorurteilslosigkeit bedeutete vielleicht das einzige positive Resultat meiner bisherigen Erziehung.

Aber nun geschah etwas sehr Merkwürdiges. Sobald Fechinger merkte, daß ich in meine neuen Lehrer Vertrauen faßte, suchte er einen Radschuh einzuschieben. Er machte das sehr fein. Er begann mit gutmütigem Nörgeln und ging dann zu ernstlichem Bemängeln ihrer Fähigkeiten über. Zunächst noch, ohne Wesentliches abzusprechen, scheinbar gerecht abwägend. Aber auf einmal, ehe man sich's versehen hatte, tat es einen Knacks und die unsichtbar zermergelte Autorität seines Opfers fiel in ein Häuflein Asche zusammen. Ich bin überzeugt, daß Fechinger ohne planmäßig vorgefaßte Schädigungsabsicht handelte. Ich weiß, daß er eine für seine Verhältnisse wirklich beachtenswerte Zuneigung zu mir gefaßt hatte und vermute, daß er von einer Art Eifersucht getrieben wurde. Aber ich habe seither so viel Bitterkeit geschluckt, daß ich immer einen bewußten Abstand nehmen muß, um ihm gegenüber gerecht zu sein. Auf jeden Fall kann ich ihm eines nicht verzeihen: Die Art und Weise, wie er mich von den alten Meistern wegscheuchte. Bist du mal in München gewesen?»

«Schon ein paarmal!»

«Gut. Dann kennst du pflichtgemäß auch die Pinakothek. Natürlich, vor allem die alte! Den Bierwitz vom Münchner, der nie in der Pinakothek war, wirst du kennen. Was ich viel unbegreiflicher finde, ist, daß die Maler nicht hingehen. Besonders die, welche es werden wollen. Hier war einmal eine Gelegenheit für meinen anerzogenen Autoritätsrespekt, sich günstig auszuwirken. Mein Vater hatte mir eine heilsame Ehrfurcht vor den Leistungen der Alten beigebracht. Aber ohne mir dabei Gegenwart oder Zukunft zu verbarrikadieren. Denn die Betrachtung großer Vorbilder lähmt und entmutigt den Nachstrebenden nur, wenn ein theoretischer Zwischenhineinschwätzer den befruchtenden Kontakt stört. Sobald nämlich das, was lautloses Aufnehmen sein sollte, zum Gesprächsthema vergröbert wird, bemächtigt sich der Beteiligten bewußt oder unbewußt ein blödsinniges, ichbeflissenes Rechthabertum. Das geht hin und her, und auf einmal hat das Objekt der gemeinsamen Bewunderung eins weg. Haust du meinen Passagier, hau ich deinen Passagier, wie's bei Johann Peter Hebel heißt. Am schlimmsten steht's freilich da, wo Kunstrednerei und Kunstschreiberei ihren Mann ernähren sollen. In unsrer weisen Demokratie tun sie's ja eher, als die Ausübung einer Kunst an sich. Irgend ein Doktorlein in Kunstgeschichte, das den Pinsel an den Haaren fassen würde, statt am Stiel, und nur über die Sache redet, anstatt sie zu tun, so einer braucht sich nur zu melden und sofort nestelt man ihm irgend ein nährendes Brüstlein am Mutterleib des Staats auf. Wer aber selber schöpferisch ist und Hand anlegt, der kann warten, bis anno Toback, wenn er die geringste Förderung zu beanspruchen nötig hat.»

Oswald Bender trank mit heftigem Schluck sein Glas aus. «Verflixt, wenn man mal im Schwätzen ist, kommt man vom Hundertsten ins Tausendste. Von Fechinger hab ich erzählen wollen ... und den alten Meistern in der Pinakothek. Sie sind übrigens zum großen Teil verdorben ... die berühmten Bilder dort. Die deutsche Gründlichkeit der Restauratoren und Kunstwissenschaftler hat mit dem örtlichen Klima zusammen mehr Beschädigungen angerichtet, als es der schlimmsten, untätigen Vernachlässigung möglich gewesen wäre. Aber für einen Menschen mit offenen Augen gibt's immer noch so viel zu lernen, besonders wenn er jung und unerfahren ist. Der Begriff «verdorben» gilt bei einem Kunstwerk nur relativ, vergleichsweise. Es kommt zum Glück selten vor, daß eins ganz kaputt gemacht wird. Andrerseits weiß man ja auch bei den meisten nicht, wie sie als neu ausgesehen haben. Wir in Agasul könnten schön zufrieden sein, wenn wir nur den zehnten Teil von den lädierten Münchner Meistern hätten ... Also gut. Fechinger ließ es sich nicht nehmen, mich hinzuführen. Es war an einem Sonntagvormittag. Die herbstliche Sonne vermochte durch den bräunlichen Nebel, der über dem Stadthimmel lag, ein wenig rötliches Gold hereinzusieben. Ich weiß nicht, warum ich mich so gut erinnere. Die Stimmung auf den in rosigem Nebeldunst verdämmernden Plätzen und Straßenzügen prägte sich mir tief ein. Auf den Büschen und dem müden Rasen der Anlagen, die wir zu durchschreiten hatten, lag ein erster schüchterner Reif. Merkst du, wie gut ich mich an den unseligen Tag besinne? Die ganze Stimmung steht mir noch bildhaft vor den Augen. Ich sehe mich, wie ich mit Fechinger die breite Treppe hinansteige. Wie wir in den ersten Saal kommen, wo an den Wänden nur die Bildnisse der Fürsten hängen, welche die Sammlung zusammengetragen haben. Sogar der Photographienverkäufer vor der Flügeltür zum innersten Eingang lebt mir noch im Bilde jener erwartungsvollen Stunde. Was darauf folgte, war beileibe keine Enttäuschung. Ich war noch nicht mit Uebergescheitheit geschlagen. Kein Snobbist. Wollte Gott, ich wäre es ein ganz klein wenig gewesen. Dann hätte mir Fechingers Zermalmungsmoral nichts anhaben können. Denn kaum standen wir im Innern des Heiligtums, als Fechinger anfing, sich als Hüter des Paradieses vor alles hinzustellen, was mir Eindruck machte. Er zog mir meine freudige Unbefangenheit unter den Füßen weg und erklärte mir alles unterm Gesichtswinkel müde resignierter Bescheidenheit. Vor allem andern betonte er das Unerreichbare, den Qualitätsabstand, so recht hoffnungslos a priori. Vom Kern des Kunstwerks redete er nicht. Von dem, was seinen wirklichen Wert ausmachte. Denn das läßt sich weder durch Vergleiche nach oben, noch durch solche nach unten verläßlich zutage schälen. Ein wahres Meisterwerk ist wie eine selbstlos-unbefangen vollbrachte gute Tat. Es wirkt nicht entmutigend auf ehrlich Nachstrebende. Im Gegenteil, der gute Wille befruchtet sich mannigfaltig an der von ihm ausstrahlenden Kraft. Erst wenn einer anfängt, verstandesgemäß ausrechnen zu wollen, wie weit für ihn die Nacherreichbarkeit geht, und er gleichsam krämermäßig die Spesen an Zeit, Anstrengung und Können abwägt, die einzusetzen sind, dann freilich geht die fördernde Auswirkung zum Teufel. Dann wird das Befruchtende zum Bedrückenden und lähmende Uebermächtigkeit tritt an die Stelle der Anregung. Ich glaube aber nicht, daß Fechinger mich absichtlich, planmäßig zu Boden drücken wollte. War wiederum eine Art Eifersucht im Spiel? Das kann ich mir auch nicht denken. Wollte er in mir einen Nebenbuhler, einen Konkurrenten treffen? So viel Ehre brauchte er mir nicht anzutun. Er wußte genau, daß ich nicht mehr zu fürchten war. Auf jeden Fall hatte er das eine erreicht: Die alten Meister waren mir statt zu Freunden kalte ferne Idole geworden. Ich habe später vernommen, daß Fechinger den gleichen höllischen Trick vielen Jüngeren gegenüber in Anwendung brachte, die in seinen Bannkreis gerieten. Nämlich alles, was er ihnen beibringen wollte, in selbsterniedrigenden Monologen auszudrücken. So daß sich einer sagen mußte: Wenn er schon mit sich so umspringt, wie muß es dann erst mit mir stehen? Denn wer ihn bei solcher Gelegenheit lamentieren hörte, glaubte den Ergüssen einer dämonisch zerrissenen Seele beizuwohnen, und arglose Psychodilettanten gratulierten sich schmunzelnd, derartigen Offenbarungen eines genialen Menscheninnern beiwohnen zu dürfen.

Ich war damals wirklich nicht der Hellste. Sonst hätte es mir auffallen müssen, wie wenig sich Fechinger durch seine Demut vor den Alten an seiner Arbeit beirren ließ. Er schaffte planmäßiger als je. Die alten Meister ließ er brave Leute sein. Wenn er ihrer Anregung nicht bedurfte, ließ er doch hie und da ein kleines Anleihen bei ihnen mitlaufen. Das war in München damals allgemein gebräuchlich. Man nannte es Wahrung des Zusammenhangs mit der Tradition. Die Sache war und ist auch heute viel weniger gefährlich, als es den Anschein hat. Leute, die genügend Sachkenntnis haben, um so eine kleine geistige Entwendung festzustellen, sind recht selten. Meistens haben sie zudem Wichtigeres zu tun, als einem belanglosen Dieblein auf die Finger zu klopfen. Von den landläufigen Kunstfreunden ist nichts zu befürchten, und die berufsmäßige Kritik darf einer ruhig als stockblind voraussetzen.

Du brauchst mich gar nicht so von der Seite her anzuschauen. Ich weiß ganz genau, was du denkst. Aber du irrst dich. Ich leide nicht an Verfolgungswahn. Aber ich habe nun einmal Pech mit Fechinger. Ich habe immer und immer wieder von der Schattenseite her mit ihm zu tun gehabt. Ich weiß, daß andre Leute bessere Erfahrungen mit ihm machen, daß er nicht so schlimm ist, ja, daß er sogar sehr gut sein kann, viel besser, als ich es je fertigbrächte, aber das alles hilft mir nichts gegen die Scheu, die mir alles einflößt, was mit ihm in Berührung steht. Denn ich spüre, daß ich ihm wieder verfallen könnte. Das einzige, was mich vor ihm rettet, ist mein Heruntergekommensein. Er hat mich längst endgültig aus seinen Listen gestrichen. Ich gehöre nicht mehr zu den Nummern, mit denen man rechnen muß. Sein Ehrgeiz ist so rein auf den Ausbau seiner Spitzenstellung im Kunstleben gerich-

tet, daß er sich fortwährend im Zustand einer unnatürlichen Anspannung befindet. Jeden Mißerfolg, jedes Zurückbleiben, alle Abirrungen oder Umwege von Leuten, die gleiche Ziele wie er verfolgen, addiert er arithmetisch zu seinem Plus oder bucht sie, wie ein Wettläufer, als Vorsprung für die eigne Leistung. Das erklärt auch, daß er bei aller Liebenswürdigkeit im Verkehr mit Kollegen bei diesen eine herabgestimmte und entmutigte Stimmung zu bewirken weiß ... die bei manchen lang anzuhalten pflegt und sie am schöpferischen Hervorbringen hindert.

Nun kannst du dir vorstellen, wie's mir damals in der Pinakothek erging. Jener Vormittag mit Fechinger hatte zur Folge, daß ich während meiner ganzen übrigen Münchner Studienzeit keinen Fuß mehr in den würdigen Bau setzte. Die schönste Möglichkeit, die dem schüchternen Anfänger im Reichtum der Kunststadt offen stand, war mir vom ersten Tag an verekelt. Die anfänglich mit Eifer betriebene Arbeit an der Schule verflaute in der wachsenden Ungläubigkeit mir selbst und den Lehrern gegenüber. Vielleicht wäre es schon damals steil mit mir bergab gegangen, wenn nicht der Krieg angefangen hätte. Daß ich zur Grenzbesetzung einrücken mußte, bedeutete für mich eine vorläufige Rettung. Oder sagen wir lieber, einen Aufschub. Man muß die Dinge beim rechten Namen nennen.

Als ich zu meiner Truppe gestoßen war, die sich irgendwo im Gebirge besammelte, fing eine abenteuerliche und vielfach schöne Zeit an. Allerdings war ich anfangs Esel genug, enttäuscht zu sein, daß aus der Grenzbesetzung nicht Krieg werden wollte und sich niemand dazu hergab, für uns den Feind zu spielen. Ich war natürlich ganz deutsch orientiert. Ich durfte schon nicht anders. Wo ich einen der Wohlwollenden antraf, rieb er mir unter die Nase, was mein Vater und somit ich Deutschland und seiner Kultur zu verdanken hätte. Ich konnte auch wirklich nichts dagegen einwenden. Meine Schulbildung befähigte mich nicht, eine andere Meinung zu haben, als die Zeitungen, die mir vor die Nase geschoben wurden. Ich konnte kaum ein paar Worte französisch. Vom Englischen hatte ich keine Ahnung. Ich besaß nicht die geringste Vorstellung von der Kultur der westlichen Länder. Mit Franzosen hatte ich nicht näher verkehrt, mit Engländern überhaupt noch nie gesprochen. Aber im Dienst kam ich nun mit Leuten zusammen, die in jenen Ländern gelebt und gearbeitet hatten. Was sie erzählten, tönte sehr widersprechend. Sie lobten manches und tadelten vieles. Aber aus ihren Reden ging mir doch die Erkenntnis auf, daß ich bisher in einer sehr einseitig beschränkten Welt gelebt hatte. Es fing mich an zu wurmen, daß ich keine einzige Fremdsprache zu gebrauchen wußte. Das Bataillon, zu welchem ich gehörte, bestand aus Leuten einer Gebirgsgegend, die stark auf Fremdenindustrie eingestellt war. Unter den Mannschaften gab es daher viele Hotelangestellte. Die meisten hatten im Ausland gute Plätze gehabt. Einige unter ihnen waren in leitenden Stellungen gewesen und kannten den Betrieb der großen Karawansereien von unten bis oben. Was sie alle gemeinsam hatten, war eine gewisse verachtende Einstellung den Menschen gegenüber, wie ich sie bis jetzt nur in dieser Klasse angetroffen habe. Es war nicht der Haß des Arbeiters gegen den Kapitalisten, der meist auf einer bildhaft falschen Vorstellung beruht. Dem dicken Herrn in Frack und Zylinder, der eine Bauchbandzigarre im Maul hat und auf einem Haufen zum Platzen gefüllter Geldsäcke hockt. Denn der ist nur ein Symbol, das Götzenbild für einen Haß, dessen Gegenstand sich ins Unpersönliche gedrückt hat. Jene Leute aber kannten ihre Arbeitgeber von sehr nahe. Sie hatten Gelegenheit, ihnen beim Essen und Trinken, bei Tanz und Spiel auf die Schliche zu sehen. Selbst über ihre Schlafzimmergewohnheiten wußten sie Bescheid. Sie ließen sich nichts mehr weis machen. Auch die Kreise, denen ich entstammte, fielen unter das Gesetz ihrer Mißachtung. Ich versuchte mit Rechtfertigungen anzukommen, aber meine Lebenserfahrung und — es kostete mich Mühe, das einzusehen — auch meine Bildung war dem Wirklichkeitssinn und dem Mutterwitz dieser Kameraden nicht gewachsen. Ich endigte damit, klein beizugeben und mich von ihren Anschauungen beeinflussen zu lassen. Die so hervorgereizte Trotzeinstellung wirkte sich zunächst in meinen politischen Meinungen aus. Ueber meine sprachliche und sonstige Unwissenheit hinweg begann ich für Franzosen und Engländer Partei zu nehmen, und zwar umso fanatischer, als ich meine Stellungnahme durch nichts begründen konnte, als die gefühlsmäßige Ahnung, daß ich meine geistige Befreiung nur durch einen Bruch mit alledem erreichen konnte, was mir bisher heilig, geheiligt und unantastbar gewesen war. Die Sache hatte ein Gutes. Ich war nun gezwungen, mich mit Fremdsprachen zu beschäftigen, wenn ich mich nicht auslachen lassen wollte. Da ich mich aufs Avancieren verlegt hatte, mußte ich auch in dieser Richtung auf eine Erweiterung meines sehr schmalen Wissens bedacht sein. Meine spärlich bemessenen Urlaube gingen in Sprachkursen und erregten politischen Streitereien mit wohlwollenden Bekannten drauf, die umsonst versuchten, mich in die Pferche meiner frühern Demut zurückzulocken. Denn ich saß jetzt fest im Sattel und vermeinte meine eigentliche Bestimmung entdeckt zu haben. Ich durchschwitzte freiwillig alle möglichen Spezialkurse und wußte zuletzt gar nicht mehr, wie es einem zumute ist, wenn man in Zivilkleidern daherkommt. Am Ende des Krieges hatte ich es zu zwei schmalen Galons gebracht und mir während der ganzen vier Jahre nicht eine Stunde mit Gedanken an meine Kunstverpflichtungen versauert. Ich überlegte mir immer lebhafter, ob ich nicht zum Berufsmilitär umsatteln sollte. Dem standen freilich einige Hindernisse entgegen. Ich hatte die Maturität nicht gemacht und unter den einflußreichen Wohlwollenden waren bereits einige ins Gegenteil verwandelt, so daß ich auf keinerlei Fürsprache zählen durfte. Vielleicht würde ich mich trotzdem durchgesetzt haben. Aber da passierte mir das große Mißgeschick. Das warf alles über den Haufen und mich selber dazu ...»

«Was war denn das für ein Mißgeschick?»

«Ach, du wirst doch davon gelesen haben! Aber ich will's dir der Ordnung nach auftischen, damit wenigstens einmal jemand den Hergang richtig vernimmt. Ich muß vorausschicken, daß meine Mutter, seit sie Witwe war, immer mehr unter den Einfluß einer Art pazifistischen Kopfhängertums geriet. Sie verkehrte in Kreisen, die immer vom Weltfrieden redeten und darunter einen Sieg Deutschlands verstanden. Die intellektuellen Schichten unseres Volkes waren damals mit unzähligen mehr oder weniger freiwilligen, bewußten oder unbewußten Propagandisten für die geistige Hegemonie Deutschlands durchsetzt. Wirst dich ja auch noch erinnern! Von schweizerischen Problemen zu reden, galt geradezu als nicht ganz fein. Deutsche Professoren, deutsche Dichter, deutsche Musiker, die sich ihre militärische Pflichtbefreiung verdienen, ihre Unabkömmlichkeit zur Geltung bringen mußten, entfalteten eine fieberhafte und von unsern Behörden wenig gehinderte Tätigkeit. Meine Mutter war solchen Einflüssen umso zugänglicher, als sie eine Dankesschuld abzutragen vermeinte, wenn sie treu zu Deutschland hielt, das ihrem Gatten zu Ruhm und Stellung verholfen hatte. Sie kannte weder Frankreich noch England und glaubte blindlings, was sie vom Hörensagen über diese Nationen vernahm. Als Karl Spitteler seine berühmte Rede gehalten hatte, verschenkte sie, was sie von seinen Werken besaß, ans Brockenhaus. Bei alledem war sie ehrlich und redlich pazifistisch gesinnt. Aber es wollte ihr einfach nicht gelingen, sich den Frieden anders vorzustellen, als unter einer Vormachtstellung des Reichs. Meine unaufhörliche Militärlerei war ihr natürlich im Tiefsten zuwider. Einstweilen duldete sie die Sache, wie man etwa ein Uebel duldet, von dem man weiß, daß es sich mit der Zeit von selber erledigt. Aber sie zeigte mir bei jeder Gelegenheit, daß sie mein Soldatenwesen als eine Kinderkrankheit betrachtete. Das trug natürlich nicht dazu bei, unser gegenseitiges Einvernehmen zu bessern.

Als nun in den düstern Novembertagen anno achtzehn die deutsche Front zusammenbrach, verarbeitete sie ihre Enttäuschung, indem sie plötzlich scharf und bestimmt auf die Seite des sozialen Umsturzes trat. Denn nur die Revolution war imstande, den Arm des unberechtigten Siegers zu lähmen. Lieber sollte alles wackeln, als eine Ordnung im Sinn des Feindes zu Recht bestehen. Da sie eine mutige Frau war, vertrat sie ihren Standpunkt mit rücksichtsloser Heftigkeit. Obwohl man ihr viel zu Gute hielt, verdarb sie sich in jenen Tagen doch manche alte Freundschaft. Auch der Bruch mit mir hing mit der unbeugsamen Härte zusammen, die sie alles, was sich nicht zu ihrer Farbe bekannte, blindlings verurteilen ließ.

Ich führte während des Generalstreiks eine Infanteriekompagnie. Mit dieser wurde ich in einen Fabrikort abkommandiert, dessen Bevölkerung sich in besonders erregter Stimmung befand. Es galt, eine große industrielle Anlage vor Sabotageakten

zu schützen. Ich traf meine Anordnungen, stellte Posten aus, wo sie mir nötig schienen und gab ausdrücklichen Befehl, alles zu vermeiden, was aufreizend wirken konnte. Aber trotzdem kam's zu einer Schießerei, die zwei Menschen das Leben kostete. Du weißt, wie's bei solchen Gelegenheiten zugeht. Hast du schon einmal zwei Raubtiere aneinandergeraten sehen? Das ist ein Fauchen, Knurren, Schwänzeringeln und Sich-umkreisen, nur weil ein jedes dem andern seine Angst verbergen will. Und auf einmal, wenn die Furcht obenauf kommt, schlagen sie die Krallen ineinander. Beim Menschen ist's ähnlich. Wenn die Luft mit Erregung gesättigt ist, braucht's ein Nichts, um geladene Gewehre zum Losgehen zu bringen. Da löst ein einziges kränkendes Schimpfwort, der wohlgezielte Wurf mit einem faulen Apfel oder das erstbeste Mißverständnis Ereignisse aus, mit denen die bangste Vorsicht nicht gerechnet hat . . . Als ich auf dem Platz erschien, wo die beiden Toten lagen, und dazu noch ein paar Verwundete, waren die Leute vom Schreck so gelähmt, daß keiner reden konnte. Weder die Fabrikarbeiter, die uns gegenüberstanden, noch meine Soldaten. Es war ein fürchterlicher Augenblick. Und doch lag in diesem Verstummtsein etwas, das Freund und Gegner verband. Wir alle empfanden die Unbegreiflichkeit der Tatsache, daß hier getötet worden war, getötet, wie Feinde einander zu töten pflegten. Was sich ereignet hatte, lag außerhalb der Grenzen unserer Vorstellung. Händel werden bei uns anders ausgetragen. Auch hier war's vor wenig Sekunden noch gut eidgenössische «Chögleten» gewesen. Ein paar Schrammen, Kratzer und Beulen, die von selber heilten, hätten genügt, die gegenseitige Blutdürstigkeit zu befriedigen. Sogar ein eingeschlagener Schädel hätte zur Not noch ins Bild gepaßt. Aber die Toten da, die von den Geschossen hingestreckt lagen, waren keine Verunfallten, die etwa im Gedränge ein «zu Räßes» erwischt hatten. Sie waren das Opfer einer Schuld, für die ich aufzukommen hatte. Vom Militärgericht wurde ich freigesprochen, denn sowohl meine Vorgesetzten und Untergebenen als auch die Arbeiter der Fabrik, wo das Unglück geschehen war, zeugten zu meiner Entlastung. Trotzdem verfolgte mich noch lange eine quälende Zwangsgrübelei. Ich sah immer wieder die kleine bläuliche Wunde an der Stirne des einen Toten und dachte an das kleine, zierlich zugespitzte Stahlmantelding, das sich dort eingebohrt hatte. Wie viele Tausende und Millionen dieser blanken Geschosse lagen sorgfältig eingefettet und verpackt in den Gewölben der Zeughäuser! Für jedes war in der Staatsrechnung ein winziger Betrag aufgeschrieben, der den etwa fünfzig Gramm Stahl, Blei, Messingblech und Schießbaumwolle entsprach, die genügten, ein Menschenleben auszublasen. Und ich sah plötzlich unzählige Hände danach greifen und sie in die Magazine von Gewehren stoßen, die sich in wildem Wirrwarr gegeneinander richteten.

Das unselige Ereignis hatte aber noch weitere Folgen. Es war politisch ausgiebig verwertet worden, und meine Person war in den Zeitungen nicht immer glimpflich davongekommen. Höhern Ortes wurde die Gelegenheit benützt, und ich erhielt den wohlgemeinten Rat, meine militärische Laufbahn als abgeshclossen zu betrachten. Ich meldete mich unter irgendeinem Vorwand vor UC. und bin seither Staatskrüppel. Das Zerwürfnis mit meiner Mutter hatte sich schon vorher vollzogen. Noch unterm Eindruck des ersten Schreckens hatte ich an Fechinger geschrieben und ihn gebeten, bei meiner Mutter vorzusprechen und womöglich in vermittelndem Sinne auf sie einzuwirken. Ob und wie er die Sache besorgte, habe ich nie erfahren. Als ich ein paar Wochen später bei ihr vorsprechen wollte, wurde ich nicht empfangen und durch eine Drittperson gebeten, meine Mutter nicht mehr zu besuchen. Das Bewußtsein, daß ihr Sohn Menschenblut vergossen habe, sei ihr so schwer aufs Gemüt gefallen, daß sie meinen Anblick nicht mehr zu ertragen vermöchte.»

«Und du hast dich nicht mehr mit ihr versöhnt?» fragte Brückmehl. «So geht man doch nicht auseinander!»

«Was willst du? Es gibt scheint's Menschen, die's tun. Schau, ich will dir nicht einmal behaupten, daß der Fehler nicht bei mir liegt. Es wäre an mir gewesen, die Sache einzurenken. Aber ich habe etwas von ihr geerbt. Just das, was uns auseinandergehalten hat. Ich weiß nicht, soll ich's Stolz oder Hochmut nennen. Etwas, das ganz tief drin sitzt. Meine fressende Demut hat daneben noch reichlich Platz! Das ist kein Widerspruch. Der Mensch hat seinen Charakter genau im Verhältnis zur Mischung von Hochmut und Demut, die seinem innern Barometer entspricht. Es ist nicht ganz ohne Grund, daß immer wieder versucht wird, den Hochmut aus mir zu prügeln. Wie damals, als mir der Vater in offener Gesellschaft Ohrfeigen ins Gesicht klatschte. Ja. Ich habe eine Art Hochmut im Ranzen. Wenn ich ihn nicht hätte, hockte ich jetzt vielleicht dort drüben!» Er deutete mit dem Ellbogen rückwärts gegen den Tisch der Erlauchten.

«Aber nun mußt du noch den Rest hören. Als Offizier war ich also erledigt. Ich stand vor der Frage, was ich anderes aus mir machen sollte. Mehr anstandshalber als aus Ueberzeugung fing ich an, mich nach einem neuen Beruf umzusehen. Weil ich mich undeutlich erinnerte, in frühern, sehr fernen Zeiten so etwas wie einen Kunstmaler vorgestellt zu haben, beschloß ich, die Sache noch einmal zu versuchen. Daß mein Lehrweg von Anfang an Stückwerk gewesen und nie zu irgendwelchem nützlichen Ende geraten war, das machte nun schon gar nichts mehr. Im Gegenteil. Man war unterdessen draufgekommen, daß alle Anschauung von innen her zu geschehen hatte und angelerntes Können den künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten im Wege stand. Es galt auf rascheste Weise alles zu vergessen und zu verlernen, was einem an handwerklicher und allgemeiner Bildung beigebracht worden war. Da ich dies schon ziemlich weitgehend besorgt hatte, fiel mir der Anschluß an den Zeitgeist nicht schwer. Es war just der Moment, da in der europäischen Kunstgeschichte die große Verblödungskurve einsetzte. Die Kunst wurde zur Gummizelle für Tobsüchtige und zum Asyl für die Armen im Geiste. Alle kranken und angekränkelten Genien oder Kobolde entspannten ihre Schließmuskeln, und die Offenbarungen trieften auf Papier, grundierte Leinwanden und Freskomauern hernieder, womit sich eine große Verkürzung des Arbeitsvorgangs ergab. Damals hieß die Sache Expressionismus. Aber seither hat sie noch viele Namen bekommen, die aber im Wesentlichen immer wieder die gleiche Sache bezeichnen, das selbe Versagen bemänteln. Das hilflose Tasten einer Generation, die unzureichendes Können zur Tugend erheben, geistige Selbständigkeit als Massenartikel verbreiten und Genies serienweise herstellen will. Warum hätte ich da nicht mitmachen sollen? Gewissen brauchte ich mir keines zu machen. Nicht einmal die Wohlwollenden durften es mir verargen, wenn sie gerecht sein wollten. Fechinger hatte sich zum Propheten der neuen Richtung gemacht und niemand schien es ihm übel zu nehmen. Er konnte tun, was er wollte, immer wurde es ihm günstig verbucht. Daß er seine malerische Tätigkeit unterbrochen hatte, um sich in einer kunstwissenschaftlichen Abhandlung mit den Prinzipien der neuen Kunst auseinanderzusetzen, gehörte zur Folgerichtigkeit seiner künstlerischen Entwicklung. Denn er war klug, keine Schiffe hinter sich zu verbrennen. Sein Bekenntnis zum Expressionismus baute sich auf der Entdeckung auf, daß schon mein Vater Expressionist gewesen war, freilich ohne es zu wissen. Das Buch erlebte viele Auflagen und es sollte mich Wunder nehmen, wenn es nicht auch auf deinem Büchergestell zu finden wäre. Da Fechinger keinen Militärdienst zu leisten hatte, fand er neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit genügend Muße, auch bildschöpferisch zu arbeiten. Gegen Kriegsende fing er nämlich an, unterm Druck der Weltereignisse eine Art farbiger Angstschreie auszustoßen, die viel Erfolg hatten.»

«Du scheinst den Mann nicht sehr zu lieben», sagte Brückmehl.

«Ich ziehe es vor, mir darüber keine Rechenschaft zu geben. Für das wird es auch später noch Zeit sein, wenn ich einmal mit mir im reinen bin, wie weit ich den Schwindel noch mitmachen will. Laß mich jetzt weiter erzählen. Also, Fechinger begann in künstlerisch verarbeiteter Kriegspsychose zu machen. Halb inbrünstig und halb berechnend, wie es bei ihm zu sein pflegt. So, daß man nie weiß, wo das eine angeht und das andre aufhört. Er gab vor, die Bibel entdeckt zu haben und vertauschte seine bisherigen Lieblingsdichter mit dem Propheten Jesaias und der Offenbarung Johannis. Er übersetzte die wildesten und unerklärtesten Stellen dieser Bücher in ebenso wilde und unerklärbare Farbgebilde, auf denen Jesus zum übergotisch verzerrten Schmerzenspopanz wurde, der, unter Sonnen und Mondfinsternissen und zwischen zerschellenden Kometen verkrampft, Blut schwitzte, während die Masse Mensch zwischen Wolkenkratzern einhertobte und sich selber verzehrte. Die Sachen paßten irgendwie in die Stimmung jener Zeit, und es gab einflußreiche Stimmen, welche behaupteten, daß seit Grünewald nichts mehr von

solcher Stärke des seelischen Ausdrucks geschaffen worden sei. Ich litt unter meiner Unfähigkeit, ähnlicher Meinung zu sein, denn ich schob die Schuld daran meinem Mangel an Phantasie zu, der mir auch bei der eigenen Arbeit wie ein boshafter Lacher hinterm Rücken stand und dumme, unbequeme Fragen stellte. Der Expressionismus an sich machte mir so wenig Schwierigkeiten, als er sie andern Leuten bereitete, die sich mit ihm beschäftigten. Von der Seite her hätte ich mich schon wieder in den Betrieb hineinschwindeln können, aber es war etwas in mir selber, das mich bei jedem Beginnen lähmte und alle Anläufe zunichte machte. Es fehlte mir eine letzte Gläubigkeit an alles, mit mir selber angefangen bis zum kleinsten Ding, das ich anfaßte.

Dazu kam noch, daß sich der Bruch mit meiner Mutter immer mehr als endgültige Sache herausstellte. Auch die Geschwister wollten nichts mehr von mir wissen. Eine meiner Schwestern ist übrigens mit einem Mäzen Fechingers verheiratet. Es ist mir wirklich sehr peinlich, zu denken, wie sehr sie sich meiner schämen muß.

Denn mein Abwärtsrutschen fing immer mehr an, sich zu beschleunigen. Wenn einer nicht einmal mehr die Kraft zum Schwindeln aufbringt, ist das ein böses Zeichen. Ich hätte es ja wirklich nicht schwer gehabt, das bißchen Ansehen zu erringen, was einer zum Leben braucht. Die puritanische Weltanschauung hatte in Agasul keine künstlerische Ueberlieferung vermittelt, von der aus neu zugebrachte Werte gemessen werden konnten. Der im Verlauf des letzten Jahrhunderts entstandene Kunstbetrieb stützte sich anfänglich auf den Geschmack eines etwas nüchternen, aber nicht allem Verständnis abgeneigten Bürgertums. Er wurde dann immer mehr zur Angelegenheit gernegroßstädtischer Kreise, die ihn als ein Ausdrucksmittel ihrer Machtentfaltung benützten. Mit diesen Kreisen war's in Agasul eine eigene Sache. Wenn der Puritaner zum Weltkind wird, treibt es ihn gewöhnlich noch ein gutes Stück übers gewöhnliche Maß hinaus. Er wird weder zum Kultur- noch zum Genußmenschen, sondern geradewegs zum Snob, womit unter Umständen sogar noch ein arger Wollüstling verbunden sein kann. Er wird aber bei alledem seine Haupteigenschaft bewahren und sich nach wie vor grimmig ernst nehmen. Was in Paris oder Berlin als guter Witz oder neuer Reklametrick aufkommt, lächelnde Beachtung findet, ein paar Tage über den Markt beherrscht und dann vergessen wird, bildet bei uns noch jahrelang den Anlaß zu tiefgründigen Doktordissertationen. Aber ich brachte es nicht über mich, einer solchen Geistesverfassung zu Gefallen zu leben und wäre es auch nur unter Vorbehalten geschehen. So ersparte ich mir vielleicht eine letzte bittere Erkenntnis. Die Entdeckung, daß ich womöglich die einzige Angelegenheit vorstellte, die man in Agasul nicht ernst nahm.

Die Mutter hatte mir durch einen Anwalt meinen Pflichtteil am Vermögen auszahlen lassen. Wenn ich ein bescheidenes Leben führte und mir etliche kostspielige Marotten abgewöhnte, die von meiner kurzen Offizierslaufbahn her stammten, konnte ich ganz bequem von den Zinsen leben. Aber da mir das Malen nichts sagte und ich doch irgend etwas zu tun haben mußte, fing ich an zu spekulieren. Mit dem Erfolg, den du aus meinem gegenwärtigen Zustand erraten kannst. Die Schadenfreude des Rechtgehabthabens grinste mir aus hundert Mäulern und auf allen Wegen nach, die ich in meiner wachsenden Angst und Daseinsscham durchirrte, bis ich in dem Loch, das du kennst, ein vorläufiges Unterkriechen fand.

Als meine Mutter starb, erfuhr ich es durch die Zeitung und nachträglich nochmals durch einen Brief meines Bruders aus Colombo. Die Schwester schickte mir nicht einmal die gedruckte Todesanzeige, obwohl mein Name unter den Leidtragenden vermerkt war. Ich habe den Wink verstanden und bin nicht ans Begräbnis gegangen. Mein schwarzer Anzug war ohnehin schon verkümmert. Ich hätte eine traurige Figur gemacht. Um so mehr, als neben dem Pfarrer auch Fechinger redete . . . neben dem Wortpfaffen der Bildpfaffe — entschuldige! Du bist ja auch von der Zunft. Aber du mußt dir's schon selbst zurechnen, wenn du eins abkriegst. Du zahlst den Wein, der mir das Maulwerk heizt!»

«Nur weiter im Text!» Brückmehl bot ihm einen neuen Stumpen an: «Schmeiß den andern weg, du kriegst nächstens die Glut an die Lippen! Das wär schlimmer als der Wein. So. Da hast du Feuer. Und wenn du mir noch ein paar Pfaffen an den Schädel zu werfen hast, genier dich nicht. Das gibt immer ein wenig Abwechslung! Unsereinem wird viel zu wenig die Wahrheit gesagt. Also, los, erzähl weiter!»

«Eigentlich bleibt nichts mehr. Was soll ich seither erlebt haben? Du weißt, ich war wohlhabend und bin jetzt arm. Ich habe rechte Eltern gehabt und bin ein Lump geworden. Die alte Geschichte vom verlorenen Sohn. Nur, daß der anmutige Schluß fehlt. Der gerührte Herr Papa und das geschlachtete Kalb . . .»

Brückmehl half ihm eine Weile lang ins Tischtuch schweigen. Aber er konnte sich mit dem, was er erfahren hatte, noch nicht endgültig zufrieden geben. Der Freund hatte ihm ein Lebensbild vorgemalt. Aber es fehlte eine Farbe darin. Eine Möglichkeit war weggelassen, ein bestimmter Punkt übergangen worden. Ueberall da, wo sie hingehörte, mangelte die Frau. Nicht die Frau im ehelichen Sinn. Die Frau überhaupt. Warum übersprang Bender diese Selbstverständlichkeit? War es ratsam, ihn darum zu fragen? Oder barg sich da eine besonders wunde Stelle? Aber gerade in diesem Fall schien es wichtig, die Sache zu erfahren. Brückmehl entschloß sich, die Frage zu tun: «Und sag, einer Frau bist du nie begegnet, die sich deiner angenommen hätte?»

«Einer Frau? Frauen, Weibern und Huren die Menge!» sagte Bender, ohne den Blick zu erheben. «Aber . . . sag du zuerst aufrichtig: Hast du denn selber schon einmal eine Frau getroffen, die sich deiner angenommen hätte?»

Brückmehl wollte sich rasch erinnern und glaubte die Antwort zur Hand zu haben, aber auf einmal merkte er, daß er vor einem leeren Fach seiner Erfahrung stand. Er konnte seine Mutter als Beispiel anführen, aber seine Frage hatte ja die andern Frauen gemeint, jene, mit denen einen das spätere Leben zusammenbringt. Und in der Hinsicht war seine Erinnerung so arm wie die Erzählung Benders. Höchstens, daß aus der frühen Jünglingszeit her das Aufsurren eines längst vernarbten Schmerzes etwas wach rief, was einmal einer Tragödie ähnlich gesehen hatte.

Bender lachte, weil er wohl sah, daß Brückmehl nichts zu antworten wußte. Dem braven Hans war es nicht besser ergangen als ihm. Nur, daß er, Bender, wenigstens mit den Sinnen auf seine Rechnung gekommen war, denn er hatte sich nie etwas weismachen lassen. Er traute den Weibern nicht viel Selbstlosigkeit zu. Ihr Instinkt, behauptete er, wäre rein rechnerisch eingestellt und wisse die Männer zum voraus in zwei Klassen zu scheiden, die man nach ihren extremsten Vertretern als die Hahnreie und die Zuhälter bezeichnen könne. Die einen wären die Gebenden und die andern die Nehmenden. Der Hahnrei wäre der Mann, den man heiratet. Der Zuhälter derjenige, welchen man liebt...

Brückmehl winkte ab. Es wollte ihm wirklich nicht gelingen, eine Antwort auf Benders Frage zu finden. Und das tolle Gerede verwirrte ihm die Gedanken.

Bender war es plötzlich leid, daß er sich in seiner Bitterkeit hatte gehen lassen. Mit einem hastigen Schwung goß er sich den Wein in die Kehle, den ihm Brückmehl neu eingeschenkt hatte. «Vielleicht kommt's auch daher, daß ich mich nie getraut habe, mich lieben zu lassen. Bei allem, was ich versäumt, überall wo ich versagt habe, hintangesetzt worden bin . . . immer war's im Grund dasselbe, einfach, daß ich mich nicht getraut habe, eine Hand zu fassen . . .» Der Wein wirkte nicht mehr. Es wollte ihm nicht glücken, betrunken zu werden. Er sah alles in trostloser Nüchternheit. Die Gegenwart hielt zusammen, anstatt in Scheinbilder, in Unwirklichkeiten zu zerfallen. Kein Nebel dämpfte den Blick. Es hatte ihm gut getan, zu erzählen. Aber jetzt fühlte er sich plötzlich matt und leer. Die Augen brannten ihn. Vielleicht war's die ungewohnte Dichtheit der verrauchten Atmosphäre. Einen Augenblick lang hielt er die Hand vors Gesicht.

Da, unaufgefordert, nicht darum angegangen, schenkte ihm der Wein eine Art Vision. Sie war wie ein Trost, obwohl er sie nicht auf sich zu beziehen wagte. Er sah die Weite eines Feldes gegen Morgen. In der dämmerigen Ferne ging die Gestalt eines Mannes, der sich zur Erde niederbückte und das Unkraut jätete.

Als er die Hand vom Gesicht nahm, war wieder Gegenwart. Der Freund saß ihm gegenüber wie zuvor. Aber auch er schien in Gedanken entrückt. Bender war es nicht unlieb, eine Weile wortlos zu harren und ins Leere zu staunen. Die lärmende Gesellschaft hinter seinem Rücken machte sich auch nicht mehr so laut bemerkbar. Vielleicht war sie überhaupt schon wieder abgezogen? Aber er wagte es doch nicht, den Kopf zu drehen und sich zu überzeugen, denn die Gegenwart war schlimm genug und er spürte keine Lust, mit einer Vergangenheit neu anzubändeln, die ihm nur als bittere Erinnerung lebendig geblieben war.

Plötzlich entdeckte er den Stumpen, den er zwischen den Fingern hielt und vor lauter Nachdenklichkeit hatte ausgehen lassen. Beinahe hastig entflammte er ein Zündholz und nebelte sich mit gierigen Zügen von Gegenwart und Mitwelt ab. Der blaue Rauch verschlängelte sich in Figuren und Gestalten, die keinen Bestand hatten und denen die Willkür der Phantasie spielenden Sinn verlieh. Bender starrte ihnen nach und auf einmal fragte er sich, ob eigentlich wirklich alles so geschehen war, wie er es dem andern da erzählt hatte.

Doch, von ihm, Bender, aus gesehen, war es schon wahr. Aber alle Wahrheit war ursprünglich von einem einzigen aus gesehen worden. Und Brückmehl hatte schließlich den Beruf, sogar da zu verstehen, wo andere verzweifelten. Ein Philister schien er übrigens nicht geworden zu sein. Es schien fast, als ob er fähig wäre, zu verstehen, warum man war, wie man war und nicht anders. Und wenn er es nicht begriff, geschah auch kein Unglück. Der Wein, das Rauchen und das Essen waren so gut gewesen, daß es sich schon deswegen gelohnt hätte, ein wenig mißverstanden zu werden.

Im Verlauf der Kapitel 6 (Begegnung im Gedränge), 7 (The sacred Furnace), 8 (Bender lehnt sich auf) und 9 (Erna in Tätigkeit) trägt sich folgendes, fürs weitere Verständnis der Handlung Wissenswerte zu:

Hans Brückmehl ist unterm Eindruck des von Bender Erzählten sehr nachdenklich geworden. Um die ihn bestürmenden Gefühle zu verbergen, schlägt er vor, ein paar Schritte zu tun. Ziellos bummelnd geraten die beiden an den Bahnhof, wo eben ein internationaler Zug einfährt. Unter den Aussteigenden befindet sich Leeds, ein Bekannter Brückmehls, der von Samuel Farwarger, dem Gründer des «Sacred Furnace» beauftragt ist, in Pompaples, dem Sitz der Weltfriedensgemeinschaft, ein internationales Bureau für Reinhaltung von Kunst und Vergnügen zu eröffnen. Leeds erzählt seine eigene und die Geschichte des «Sacred Furnace», den er von Europa aus mit klassischen Werken ungenügend bekleideter Kunst zu beliefern hat. Zu diesem Zweck bedarf er eines kunstverständigen Mitarbeiters. Bender erklärt sich trotz entrüsteter Einwände Brückmehls bereit, diese Stellung zu übernehmen, denn er ist durch alle Bitternis, die ihm Kunst und Künstlerwahn verursacht haben, zum Bilderstürmer geworden. Leeds bestellt ihn auf den nächsten Tag zu einer Unterredung. Im Kapitel 9 wohnt der Leser einer Schulstunde bei. Fräulein Doktor Schlüssi gibt Aufsätze zurück. Bei dieser Gelegenheit stellt sie fest, daß eine Schülerin, Margrit Amschachen, sich um das gestellte Thema gedrückt hat. Zwischen den beiden ist kein Verstehen möglich. Doch wird man nun Näheres über das junge Mädchen erfahren wollen.

10. KAPITEL

Auskunft über Margrit Amschachen

Erna wußte, daß Margrit das einzige Kind eines Schweizer Kaufmanns war, der in einer der südamerikanischen Republiken nach mancherlei Anläufen, Mißerfolgen, blitzhaftem Gelingen und entsprechenden Rückschlägen endlich haltbaren Reichtum erworben hatte. Es war ihr auch bekannt, daß sie seit Jahren im Haus der verwitweten Frau Pfarrer Brückmehl lebte und dort wie eine Tochter gehalten wurde, während der Sohn eine Pfarrwohnung in der Vorstadt bewohnte. Natürlich zog sie lauter falsche Schlüsse aus dieser Tatsache und war nicht sehr entfernt von der Vermutung, daß die Eingenistete sich zwischen Mutter und Sohn gedrängt und eine Entfremdung bewirkt hätte, die dann zur Trennung der Wohnung führte. Da sie sich nie die Mühe nahm, eine vorgefaßte Meinung durch Fragen zu prüfen, erfuhr sie selten Wissenswertes über die Menschen, mit denen sie umging.

Margrits Vater wäre nun freilich kein Mensch nach ihrem Geschmack gewesen. Philipp Amschachen gehörte zu einer kuriosen Abart des Auslandschweizertums, die man vielleicht als Omnipeden bezeichnen könnte. Es sind Leute, die sozusagen zweierlei Schuhe anhaben und nicht mehr wissen, welcher zum alten und welcher zum neuen Paar gehört. Aber soweit der Boden nur einigermaßen fest ist, bewegen sie sich mit Sicherheit, Energie und Würde. Ob es über Stein, Sand oder fette Ackererde geht, ihr Fuß paßt sich immer an und regelt die Gangart nach dem Wesen des Geländes. Philipp Amschachen pflegte zwar eine Sorte knurrigen Heimwehkultes zu treiben und sich bei besonders feierlichen Anlässen einer gesunden, wenn auch kitschigen Rührung hinzugeben. Die dazu nötigen Requisiten waren jener alpinen Romantik entnommen, die vor mehr als einem Jahrhundert am Schwingfest in Unspunnen die gebildete Welt Europas zur Entdeckung der Bergwelt geführt und sich seither zu einer Industrie entwickelt hatte, welche Rundreisebillette, Ansichtskarten, Holzschnitzereien, Edelweißkeramik und Hotelnächte erzeugte. Wenn aber dann so ein Fest vorüber war und wieder der Alltag obenauf kam, wurde der ganze Zauber sorgsam eingeschachtelt wie Christbaumschmuck das Jahr über, solange nicht Weihnachten ist. Denn bei Tageslicht, im allgemeinen und als Privatmensch, war Philipp Amschachen völlig dem Land verfallen, in dem er seine Niederlassung genommen hatte. Auch seine Arbeitsmethoden würden sich mit dem Betrieb in einem Geschäft der alten Heimat nicht mehr vertragen haben. Sein Schweizerdeutsch verzierte er mit willkürlich eingelegten kastellanischen Worten und Wendungen. Cheib und Garajo entquollen seiner Kehle mit der gleichen eleganten Leichtigkeit. Die für Andersgläubige unverständliche Frühstückschokolade des spanischen Kulturbereichs konnte ihm nicht dick genug sein, der Puro mußte einen bestimmten, den europäischen Raucher seltsam anmutenden, zwischen Gärung und Moder die Mitte haltenden Nebengout haben. Aber die Anpassung in solchen Dingen bedingte keinerlei Entfremdung der Gefühle für das ferne Land seiner Herkunft.

Kurz, nachdem sich sein erster Wohlstand gefestigt hatte, wurde er zum Präsidenten des Schweizervereins gewählt. Er nahm die Wahl mit unverstellter Freude an. Nicht nur der Ehre wegen, sondern weil es ihm wohltat, jetzt, als gemachter Mann, die Bindung mit der alten Heimat aufs neue und wieder etwas enger geknüpft zu sehen, als es lange Zeit der Fall gewesen war. Freilich erwuchs ihm daraus eine alljährliche Pflicht, an welche er nicht zum voraus gedacht haben mochte und die nicht gerade einer seiner besondern Befähigungen entsprach. Immer am Festessen zum ersten August mußte eine Rede gehalten werden. Und diese Rede bedeutete ein Ereignis, denn der Nationalfeiertag war der Anlaß, bei welchem die Schweizerkolonie der Landeshauptstadt und ihrer nähern Umgebung am vollzähligsten zusammenkam. Es ging dabei manchmal recht hoch und lebhaft zu. Um Eifersüchteleien sprachlicher Natur zu vermeiden, hatte man sich von jeher auf den Brauch geeinigt, die oratorische Uebung des Präsidenten auf dem mehr oder weniger schwankenden Trapez der im Gastland gesprochenen Sprache vorzunehmen. Die bisherigen Präsidenten hatten sich unter Zuhilfenahme ehrwürdiger Schablonen schlecht und recht aus der Sache gezogen, indem sie versuchten, noch ein paar Herzenstöne beizumischen. Aber unter Philipp Amschachen gelangte die Herzlichkeit zu ausschließlicher Herrschaft. Privatim beherrschte er sein Castellano, daß es nichts zu nörgeln gab. Als öffentlicher Redner ließ er sich nichts davon anmerken. Denn er nahm sich bei solcher Gelegenheit ebenso ernst, wie man es im alten Vaterland zu tun pflegt. Und wirkte daher auch entsprechend komisch. «Queridos Compatriotas — hä?» so fing es an. «Es que hoy festejamos — hä? — le dia del primer de Agosto — hä? — que es nuestra fiesta nacional — hä?» Ungefähr in dieser Weise ging es fort und bis zu Ende. Die unerhörte Kraftleistung brachte ihm jedesmal die verdiente Ovation. Obwohl Wetten über die Anzahl der eingeworfenen «hä's» zum Austrag kamen, wagte doch niemand lauten Spott. Die halberstickten Gyckser lachkrampfbefallener Dämchen drangen nie bis in seine Nähe, und die Herren waren allzu froh, nicht selber antreten zu müssen, als daß sie es auf sich genommen hätten, den schwitzenden Präsidenten einem billigen Witz zum Opfer werden zu lassen. Ein einziges Mal ereignete sich etwas, das einem peinlichen Zwischenfall ähnlich sah. Daran schuld war aber bloß die Anwesenheit eines vom Politischen Departement in Bern entsandten Diplomatenlehrlings, der als durchreisender Gast das Fest beehrte. Da der junge Mann mehr Komment als Welterfahrung besaß und trotz der studentischen Schmisse im Antlitz zu den eher harmlosen Seelen gehörte, leistete er sich ungefähr das, was die Welschen «la grande gaffe» zu nennen pflegen. Das heißt, er fragte in aller Unschuld, ob es hierzulande Brauch sei, ein Festprogramm mit den heitern Nummern zu beginnen. Die Frage fiel wie ein Stein in einen Froschteich. Nur langsam erholte sich die Gemütlichkeit wieder. Aber abends wurde der törichte junge Mann in stillschweigender Vereinbarung von den Häuptern der Kolonie unter den Tisch gesoffen. Am nächsten Morgen erwachte er mit tropischem Katzenjammer und arbeitete einen langfädigen Bericht aus, den er an seine Vorgesetzten in Bern absandte. Merkwürdigerweise ließ er darin etwas wie eine Anregung fallen, daß im Fall einer Neubesetzung des Konsularpostens Herr Philipp Amschachen als die geeignetste Persönlichkeit ins Auge gefaßt werden sollte.

Margrits früheste Erinnerungen hatten weniger mit der Gestalt des Vaters als mit allerlei seltsamen Wesen und Dingen der näch-

sten Umgebung zu tun. Bunt und lärmend schob sich der Papagei Pedro in den Vordergrund. Am Ziehbrunnen rasselten die Ketten und aus schwarzer Tiefe kam der triefende Eimer herauf. Vom Dach aus sah man auf die Straße herunter. Sie war unendlich breit und es schien unmöglich, daß jemand zwischen den hohen Zweiräderkarren mit ihren Ochsengespannen, den flinken Automobilen und Pferdedroschken, den Reitern auf Rossen und Eseln hindurch auf die andere Seite hinübergelangen konnte. Aber manchmal hielt ein Wagen vor dem Haus und dann fuhr man fort, der großen Straße nach und den vielen glitzernden Drähten entlang, die an weißen Knöpfen von den Stangen hingen und immer lustig auf und ab machten. Ganz weit draußen, wo es aussah, als ob sich die Welt in glitzernden Staub verlöre, war es plötzlich wieder wie daheim, denn da war die Estancia, und da gab es eine Eselin, auf der einen die Chacha im Kreis herumreiten ließ. Am schönsten aber war es, wenn alle zusammen hinausfuhren, der Papa, die Tia Pilar und Don Jeronimo. Dann saß man auf Stühlen im Freien unter den hohen Bäumen, welche die Moskitos vertrieben, und trank grünen Tee. Aber Margrit bekam Milch von der Eselin. Und dann ging sie mit der Chacha die Blumen suchen, die so aussahen, wie feingestickte Pantöffelchen und die man der Puppe an die Füße stecken konnte. Auf der Estancia gab es überhaupt viel mehr Farben als in der Stadt. Die Erde war rot, und wenn man im Kakteenhain saß, streute die Sonne lustige Schnitzel Licht darüber. Ein mageres schwarzes Schwein war am Boden angebunden und grunzte freundlich, wenn man es anrührte. Aber die Früchte an den Kaktusscheiben durfte man nicht anrühren, obwohl sie so rosig aussahen, daß man sie am liebsten gleich in den Mund gesteckt hätte. Denn sie waren ringsum mit Stacheln besetzt, die man nachher nicht mehr los wurde. Hinter dem Kaktushain war eine Mauer, und wenn einen die Chacha in die Höhe hob, sah man weit über den Strom hin, der zwischen überhängenden, unterhöhlten und mit wildem Buschgestrüpp bestandenen Ufern gelb und träge dahinfloß. Jenseits des Wassers begann ein Wald aus hohen Bäumen, deren Wurzeln teils zum Wasser herunterkrochen und teils wie Krallen ins Leere griffen. Die Stämme waren seltsam gewunden und von ihren Aesten hing das Geschlinge anderer Pflanzen. Die Chacha sagte, daß dies der Urwald wäre, und Margrit spähte angestrengt hinüber, aber erblickte weder Löwen, Tiger, noch Elefanten, von denen es ihrer Ansicht nach darin wimmeln mußte. Nur einmal sah sie eine dicke schwarze Schlange, die ihren Leib aus dem Wirrsal eines dichtumrankten Baums herunterhängen ließ und züngelte. Aber die Chacha wollte ihr es nicht einmal glauben. Doch krümmte sie vorsichtshalber den Mittelfinger der linken Hand, bis er mit der Beere den Handteller berührte, während sie die übrigen Finger steif gespreizt hielt und sagte dazu dreimal das magisch abwendende Wort: «Lagarte!» Denn der Anblick von Schlangen brachte Unheil, wenn man sich nicht sofort zu feien wußte. Bisweilen kamen auf dem Fluß Schiffe geschwommen. Manche sahen wie schwimmende Hütten aus, und es waren Indianer oder Viehhirten darauf. Andere glitten schnell vorüber, ohne daß von den Insassen etwas zu sehen war. Einmal dampfte ein blankes Kanonenboot stromaufwärts, auf welchem weißgekleidete Soldaten standen, die zur Estancia herüber grüßten. Chacha erzählte, daß irgendwo unter dem gelben Wasser der Alligator hauste. Der nährte sich ausschließlich vom Fleisch kleiner Mädchen, die ihrer Amme ungehorsam waren und zu nahe ans Wasser liefen. An jeder bewegten Stelle der Strömung vermeinte Margrit seine gefräßige Schnauze auftauchen zu sehen und sie genoß das Gruseln im Wohlgefühl ihres Geborgenseins.

Mit diesen paar Bildern war der Hintergrund ihrer frühesten Erinnerungen gemustert. Was in dem bunten Gewebe fehlte, sollte ihr viel später zu Bewußtsein kommen. Die frühe Kindheit lebt im bloßen Schauen, und was sie an Gefühl bedarf, schenkt ihr die erstbeste Zärtlichkeit, die ihr begegnet. Margrit gab sich erst im reifern Kindesalter Rechenschaft, daß auf dem Bilderbogen ihres Rückerinnerns die Gestalt der Mutter mangelte.

Philipp Amschachen, oder wie sein geläufigerer Name lautete, Don Felipe, hatte sich ungefähr zur selben Zeit, da er die Präsidentschaft des Schweizervereins übernahm, mit einem Mädchen verlobt, dessen Familie baskischer Herkunft war und großes Ansehen genoß. Nach spanischer Sitte bedeutet eine Verlobung schon eine sehr endgültige Sache. Die sonst etwas schläfrig dahinvegetierenden Tertulias der Hauptstadt nahmen die Neuigkeit zur Kenntnis und gerieten darüber in rege Wallung. Da sie einesteils aus den streng katholischen und auf rein mutterländische Abstammung pochenden Kreisen und andrerseits aus den wichtigsten Angehörigen der in der Stadt niedergelassenen Ausländerschaft bestand, bildeten sich dementsprechend zwei Parteien. Die eine fand es schade um Juana Aranguren, die andere um Don Felipe. Zur ersteren gehörten vor allem ein paar ältere Betschwestern, dann einige jüngere und noch sehr eifrige geistliche Herren und schließlich eine gewisse Gruppe unter den «pollos guapos», der Jeunesse dorée des Paseo de la Constitución. Die andere Partei bildeten vor allem die schwieriger versorgbaren Töchter der deutschsprechenden Kolonien nebst deren Mamas. Aber auch auf dieser Seite regte sich die Geistlichkeit. Der Pastor Gallert von der deutsch-lutherischen Gemeinde hielt mit Rev. Sweetfood von der Presbyterianischen Kapelle interprotestantische Konferenzen ab. Die Herzensangelegenheit Don Felipes griff nämlich auch in die angelsächsischen Interessensphären hinüber. Er hatte eine Zeitlang bei einer Miss Dawson Englischunterricht genommen und plötzlich wieder damit aufgehört. Da die Miss seither ein etwas gedrücktes, ja melancholisches Aussehen zeigte, mußte etwas vorgefallen sein, das über gewöhnlichen Sprachunterricht hinausging. Aber trotz Whisky und Soda kamen sie zu keinem vernünftigen Schluß. Sie faßten erst gegen Ende der Kneiperei — denn zu einer solchen war die Besprechung schließlich gediehen — eine kräftige Resolution betreffs der Religion, in welcher die Kinder Don Felipes zu taufen waren. Die Herren von der Gegenseite ließen es natürlich auch nicht an Entschlossenheit fehlen. Man vergaß völlig, daß die zu taufenden Kinder ja noch gar nicht vorhanden waren. Und die verlassene Miss Dawson wurde von allen Seiten so bemitleidet, daß sie zuletzt in eine Art schlechten Ruf kam. Damit geschah ihr aber großes Unrecht, denn die Melancholie, welche man ihr anzusehen glaubte, hatte nichts mit Don Felipe zu tun und blühte nur zu ihrem eigenen Vergnügen.

Zum Glück gab es auf beiden Seiten ein paar vernünftige Menschen, die imstande waren, ein Vorurteil aufzugeben, wenn es sich ohne Einbuße an Charakterwürde und berechtigtem Eigenstolz abschreiben ließ. Don Evaristo Guttierrez, ein in jeder Hinsicht gewichtiger Kanoniker und geistlicher Direktor der Mutter Juanas, war ein durchaus aufrichtig frommer Mann. Das Gegenstück zu ihm stellte Juanas Großonkel, der greise Don Vicente Jeronimo de Gaztanabalde, vor. Er war lang und hager und galt als überzeugter Freigeist. Auch er hatte in allen Angelegenheiten, welche die Familie der Braut betrafen, ein gewichtiges Wort mitzureden. Beide Herren waren, im Grund genommen, nicht davon entzückt, daß die schlanke Tochter von einem Fremden heimgeführt werden sollte. Don Evaristo machte sich in religiöser Beziehung Sorgen, und der alte Haudegen Jeronimo hätte seine Großnichte lieber als Frau eines jungen Militärs und Gesinnungsfreundes gesehen. Da aber augenblicklich kein solcher vorhanden war, oder wenigstens keiner, auf den er bauen konnte, wußte er seiner Gegnerschaft nicht den nötigen Nachdruck zu geben. Außerdem hatte er mit Don Evaristo die eine Schwäche gemein, dem jungen Mädchen nichts abschlagen zu können. So kam es, daß die zwei alten Herren vor der Möglichkeit, einmal endgültig Nein sagen zu müssen, von einem Aufschub in den andern flüchteten und sich zuletzt mit ein paar ganz leicht gegebenen Zusicherungen begnügten, durch die Don Felipe ihr Gewissen beruhigte. Denn dem Schweizer war es unversehens gelungen, mit beiden in so gutes Einvernehmen zu kommen, daß jeder auf den andern eifersüchtig wurde und ihn durch Zugeständnisse an die Absichten der Liebenden auszustechen suchte. Für Don Felipe war damit viel gewonnen. Das Wichtigste blieb freilich, daß er der Liebe Juanas gewiß sein konnte. Im Besitz dieser Mittelstellung war er der starke Mann. Den andern mußte an ihm gelegen sein, er brauchte niemandem nachzulaufen, und was er über die bloße Höflichkeit hinaus erwies, war freiwillig verschenkt.

Schneller, als er es erwartet hatte, fand er sich zum Mittelpunkt weitschweifiger Intrigen angeschwollen. Er bekam plötzlich merkwürdig viel Besuch von Prälaten und Vertretern der jüngern, eleganten Klerisei, wobei ihm auffiel, daß alle in irgendeinem Grad mit der Familie seiner Braut verwandt sein wollten. Es waren meistens recht artige Herren, die nicht den geringsten Versuch

machten, ihm auf die Seele zu knien. Zu gleicher Zeit wurde er aber auch immer häufiger von antiklerikalen Parteifreunden des Don Jeronimo aufgesucht, so daß sich manchmal etwas schwierige Zusammentreffen ergaben. Von beiden Seiten zog man ihn ins Vertrauen und begrüßte ihn bei oft noch sehr im Weiten liegenden Plänen. Denn was anfänglich eine bloße Liebesangelegenheit gewesen war, wuchs sich zu einer politischen Möglichkeit aus, die niemand verpassen wollte. Die Aranguren hatten seit den Tagen Bolivars in den Geschicken des Landes eine wichtige, wenn nicht entscheidende Hand geführt. Und andrerseits waren von der schweizerischen Einwanderung immer wieder neue, tüchtige Elemente gestellt worden. Ein Schweizer hatte sogar die Würde eines Präsidenten der Republik innegehabt und sein Amt sehr zum Segen des Landes verwaltet.

Der Betrieb um Don Felipe nahm endlich Ausmaße an, die ihn zu einer Art Doppelspurigkeit nötigten, wenn er der Sache Herr bleiben wollte. Im Fall, daß flache Pfaffenhütchen an seinem Hutständer hingen, wurden die hochbehuteten Besucher von der Freimaurerseite durch eine andere Türe ins Haus gelassen, hinter welcher sich ebenfalls ein Hutständer befand. Den beiden, unter sich kaum zu unterscheidenden Hutständern entsprachen zwei völlig getrennte Salönchen, die zum Täuschen übereinstimmend möbliert und tapeziert waren. Nur daß der Farbendruck an der Wand des einen die Jungfrau vorstellte, während im andern der Piz Palü hing. Gleichermaßen ähnlich sahen auch die beiden mit Edelweiß-, Alpenrosen- und Gemsmotiven überschnitzten Kredenzen aus, die als Pendants gedacht waren, aber durch die Trennung gleichsam in ein und denselben Gegenstand verschmolzen wurden. Um so mehr als ihr Inhalt genau aus den gleichen Schnäpsen bestand. Da gab es einheimische und exotische, süße und scharfe Wasser. Neben räßem Zuger Kirsch und Savoyer Trestern standen aromatische Liköre, fremdartige Essenzen, sowie verschiedene Sorten Rum, Arrac und Whisky. Für Kenner lohnte sich das Verweilen. Die muntere Schar der anmächelig etikettierten Flaschenbestände ließ keine Langeweile aufkommen. Don Felipe nannte sie insgeheim seine Stellvertreter. Denn sie ermöglichten ihm, unbefangen zwischen zwei Besuchergruppen hin und her zu wandeln, ohne daß die eine von der andern wußte. Die Unterhaltung, welche sie vermittelten, war so fesselnd, daß die bisweilen ziemlich langen Abwesenheiten des Hausherrn weder von dieser noch auf jener Seite bemerkt wurden. Auf diese Weise gelangte Don Felipe zu Informationen, die ihm erlaubten, sein Vermögen zu verfünffachen und der erste Mann der Stadt zu werden. Es handelte sich um die Vollendung einer wichtigen Eisenbahnlinie, die seit Jahren infolge politischer Quengeleien nur in unzusammenhängenden Teilstücken betrieben, nicht leben und nicht sterben konnte. Das Parlament sollte einen Kredit bewilligen, um die Durchführung der Arbeiten zu ihrer Verbindung zu ermöglichen. Aber es war sehr schwer, vorauszusehen, ob die Kammern einen gültigen Beschluß fassen würden. Denn die fragliche Angelegenheit hing nicht nur von parteipolitischen, sondern auch von regionalen Faktoren ab. Niemand wußte, wie die Abstimmung ausfallen würde, da die Meinungen, ob ja oder nein, über sämtliche Parteien hin versprenkelt schienen. Im allgemeinen war man eher pessimistischer Ansicht. Alle frühern Gerüchte über den Ausbau und die Betriebsaufnahme der Zentralbahn hatten sich als blinde Alarme erwiesen. Die Börse war gewitzigt. Bei der absoluten Unübersichtlichkeit des zu Erwartenden schien vorsichtige Zurückhaltung geboten. Die Eisenbahnaktien wurden kaum gehandelt. Dank seines «Doppelkammersystems» war einzig Don Felipe in der glücklichen Lage, eine ernsthafte Wahrscheinlichkeitsrechnung anzustellen und ein positives Ergebnis vorauszusehen. Er vermochte, unauffällig und beizeiten alle erreichbaren Aktien zu erwerben und die überschäumende Hausse zu unterlaufen, so daß er eine sichere Mehrheit in der Hand behielt und auch andere, mit dem Bahnwesen verbundene Unternehmen kontrollieren konnte.

Nun war Don Felipe so reich und so mächtig, daß er sich den Luxus leisten konnte, sowohl auf die flachen, als auch auf die hohen Hüte zu pfeifen. Aber er tat es nicht. Er blieb freundlich und nachgiebig, wie er es zuvor gewesen war. Das einzige, was er änderte, war die Einrichtung mit den beiden Salons. Es wurde ein großer Raum daraus, in welchem sich Jungfrau und Bernina sowie die beiden in Brienz geschnitzten Kredenzen, wie es von Anfang an ihre Bestimmung gewesen war, als Pendants gegenüberstanden. Die Tertulia sollte von nun an allen offen stehen, die sich unter sich vertragen wollten. Die Neuerung bewährte sich vortrefflich. Ob das Verdienst dem Takt des Hausherrn oder seinen Schnäpsen gebührte, ist schwer zu entscheiden. Aber jedenfalls ging von diesen Zusammenkünften ein beruhigender Einfluß aus, der dem politischen Leben des Landes sehr zu statten kam.

Die Hochzeit fand endlich statt. Don Felipe hatte es niemandem zeigen dürfen, wie sehnsüchtig er sich auf die Verbindung mit der Geliebten freute. Der etwas trockene, für Gefühlsangelegenheiten scheinbar völlig unzugängliche Mensch Philipp Amschachen war ein verkappter Sanguiniker, ein Leidenschaftlicher von der jähen Sorte, und die Kesselwand seiner äußern Haltung mußte oft gewaltigem Druck widerstehen. Manchmal, wenn er allein auf der Straße ging, stieß es heiß in ihm auf, und dann schaute er sich plötzlich erschrocken um, denn er fürchtete, durch irgendein vor sich hin gesagtes Wort oder eine jähe, unwillkürliche Bewegung etwas von der innern brausenden Heimlichkeit seines Wesens entblößt zu haben. Eine solche Vermutung machte ihn dann jedesmal wieder für Tage hin nach außen zum doppelt behutsamen und vorausberechnenden Spießer. Niemand kannte ihn richtig, weder die Landsleute noch die Kreolen. Juana Aranguren war der erste Mensch, der im Teatro Don Felipe Zutritt hinter die Kulissen erhielt.

Sie machte sich des Vertrauens würdig. Wie sie hochgewachsenen Leibes war, so strebte auch alles in ihrem Innern emporwärts, einem bessern Wissen und Verstehen zu. Und da sah sie denn bald, daß hinter der trockenen, überlegenen Gewandtheit, die des Mannes Maske und Waffe bedeutete, ein leise vor sich hinweinendes Kind verborgen saß, das ihr die Aermlein entgegenstreckte und sehr auf sie angewiesen war. Da kniete sie hin, nahm das Kind an sich und stillte ihm die Tränen. Es wurde darüber immer zutraulicher und fing an zu plaudern. Gar seltsame Dinge erzählte es von einem fernen Land, wo die Nächte mit dem Rauschen tosender, in weißer Kühle von den Gletschern herunterbrodelnder Sturzbäche erfüllt waren, und wo die Tannenwälder an grauen Felsen himmelan kletterten, bis sie sich im feuchten Nebel über den Alpwiesen verloren. Es redete von roten Schneegipfeln, die im Abendhimmel standen, von Herdengeläute und Alphornklängen, von den in der Morgensonne glitzernden Fenstern des Schweizerhäuschens am steilen Hang und vom Edelweiß, das zuoberst auf den Höhen prangt, wo die Gemse klettert und der Aar noch haust. Das Kindlein meinte es durchaus aufrichtig, so aufrichtig, daß sogar seinem äußeren Gesicht, das Herrn Philipp Amschachen, demnächstigen Honorarkonsul des gelobten Landes, zugehörte, die Tränen kommen wollten. Aber es unterschlug dennoch eine Kleinigkeit, die der äußere Mensch vielleicht ohne weiteres eingestanden hätte. Nämlich die an sich unbelastende Tatsache, daß die engere Heimat, wo er seine Jugend verbracht hatte, in einer ziemlich flachen Gegend gelegen war, so daß man auf den Kirchturm steigen mußte, wenn man über die vorliegenden Hügel hinweg die Alpen erblicken wollte.

Von dieser kleinen Ungenauigkeit abgesehen, gab sich Don Felipe seiner Frau gegenüber durchaus ehrlich. Sie hatte denn auch bald heraus, wie es mit seiner Religiosität stand. Daß er dem lieben Gott ziemlich unbefangen gegenübertrat, wenn sich ein solches Gegenübertreten nicht vermeiden ließ, mochte noch angehen. Die Herren Curas machten es auch nicht anders. Aber sie wahrten wenigstens dabei die Form. Etwa in der Art, wie es geriebene, scheinbeflissene Dienstboten machen, die wohl ihren Vorteil vor den der Herrschaft stellen, aber den gegenteiligen Anschein zu erwecken wissen. Don Felipe dagegen verlegte sich gern aufs offene Maulen, kritisierte die Schöpfung nebst allem, was drum und dran war, und merkwürdigerweise schien ihm der liebe Gott das nicht einmal besonders übel zu nehmen. Aber Donna Juana nahm sich vor, dennoch fromm zu bleiben, wie sie es von jeher gewesen war. Denn eines Tages mochte ihr Mann die Sache vielleicht doch zu weit treiben und die himmlische Langmut erschöpfen. Für einen solchen Fall war es gut, freie Hand zu haben und ein Mittleramt ausüben zu können. Die der Baskin angeborene mystische Neigung fand derweise die glückliche Verständigung mit dem gleichfalls angeborenen Evastrieb.

Fortsetzung folgt

Stroh

Wenn wir den großen Hut hervorholen, der das Gesicht vor den gleißenden Sonnenblitzen schützt, dann ist es Sommer geworden. So ein Hut aus Stroh... Aargauer Stroh — was es damit auf sich hat? Folgendes erzählt:

Groß beschattet der Hut in Florentinerform das Gesicht dieser jungen Dame.

Selbst das Körbchen ist aus Aargauer Stroh

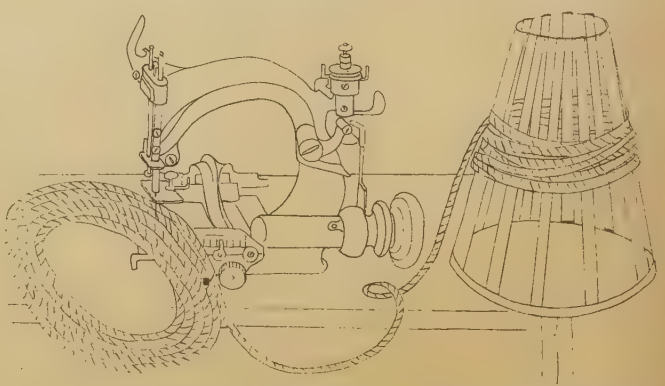
In Wohlen und einigen andern Orten des aargauischen Freiamtes, wo im Sommer die Leute ihre Felder bebauen und während der Wintermonate in den Strohfabriken für die folgende Strohsaison arbeiten, entstand und entwickelte sich die schweizerische Strohindustrie. Neben dem Paille d'Italie (Florentiner, Paillasson, Hanf), Panama (heute aus Japan, Formosa), den Exoten (China, Philippinen), kennt der Weltmarkt auch das Schweizer Stroh. War es einst wirkliches Stroh der heimatlichen Aecker, woraus die altmodischen «Röhrlihüte» verfertigt wurden, so traten an Stelle dieser viel zu kleinen Produktion schon vor Jahrzehnten mit fortschreitender Mechanisierung Holzfasern, Hanf, Roßhaar, Baumwolle, Seide und, kurz vor dem ersten Weltkrieg,

das Kunststroh, die Viscose. In erstaunlicher Weise echtes Stroh imitierend, erlaubt sie vielseitigste und effektvolle Verarbeitung. Von winzig feingeflochtenen oder runden Tressen bis zum groben Paillasson oder Spitzengeflecht erfand die Phantasie ungezählte und originelle Varianten von Verwendungsmöglichkeiten.

So wanderte dies Kunststrohmaterial in die ganze Welt. Zum Saisonbeginn kam es wieder zurück, umgewandelt in ein entzückendes Modellhütchen, an dem meist fröhlich die Etikette mit dem Namen einer berühmten Pariser Modistin baumelt. Welche Käuferin kümmerte sich da noch lange um die Herkunft des Strohs oder ahnte, daß einige Dutzend Kilometer weit entfernt das Material zu ihrem Pariser «Dernier cri» gebleicht, gefärbt, geflochten worden war?

Ja — aber wie entsteht eigentlich so ein Strohhut? Gucken wir einmal hinter die Kulissen einer Modellhutfabrik: Eigene Schöpfungen oder Pariser und andere Kreationen werden da in anspruchsvoller Handarbeit abkopiert. Erst kommen wir in die Werkstatt des Schreiners. Was hat denn der da zu tun? Mit einer Unmenge geeigneter Messer und Instrumente schneidet er in weiche Lindenklötze viele Dutzend und aber Dutzend Formen mit höchster Präzision, die Modelle für die jeweilige Saison. In Kasten und Gestellen liegen Hunderte abgedankter Holzformen herum und erinnern in melancholischem Durcheinander an die kurze Lebensfrist modischer Einfälle. Es gibt immerhin Günstlinge des Publikums, denen es gelingt, ihre Lebensdauer über eine Strohsaison hinaus auszudehnen und noch ein winterliches filziges

Dasein zu fristen. — Zwischen Lagern und Tischen voll Tressenbündel in den gerade von der Mode bevorzugten Farbtönen knattern Nähmaschinen und vernähen diese Strohbänder zu Hutstumpen. Die komplizierten, ausgesprochenen Individualisten der Kollektionen werden von Hand genäht. Rote, gelbe, grüne Appretflüssigkeiten und Lacke stehen in einem andern Raum auf langen Tischen herum, neben Bügel-



eisen, Holzklötzen und manch anderem Gerät. Hier wird das Strohmaterial zu einfacheren Hüten über ausströmendem Dampf erweicht, über die Form gezogen, gepreßt, gebügelt, immer wieder angefeuchtet mit Schwämmen und Lappen, und zuletzt zum Trocknen auf der Form in große, stets geheizte Kasten gesteckt. — Für die ganz verzwickten Modelle, die sich nicht in Holz schneiden lassen, stellt die Modistin aus Sparterie Grundformen her, steift sie mit Appretur und formt aus diesen Sparterietypen ihre Hütchen. Auch sie ge-

braucht Bügeleisen und warmen Dampf, dazu Nadel und Faden, Gazen, Steiffutter und Drähtchen, und zwischen dem ganzen bunten malerischen Durcheinander von Resten, Blumen, Federn, Bändern und Schleierchen entsteht ihr kleines Werk.

Auf Ständern warten diese phantasievollen Gebilde auf ihre zukünftige Trägerin, bizarres Bild verschiedenster Formen und Farben, die von hellem Blond ins Pain brûlé spielen, zusammen mit Weiß und Schwarz und Marine, aus denen kleine Flecken von flammendem Rot und hartem Blau — wie Mohn und Kornblume aus reifen Aehrenfeldern — oder Meerschaum-Grau und helles Grün hervorstechen.

Mit viel Ueberlegung wählen wir unsern Hut, denn nur derjenige, der wirklich zu unserem Gesicht und Wesen steht, ist einzig und allein der moderne und «neue» Hut.

ALLE MODELLE
AUS AARGAUER STROH:
JUCKER-PETITPIERRE
BRUYÈRE, LEGROUX
SOEURS, MERMOUD,
CLAUDE ST. CYR

Der Garten ruft...

Wir hören es täglich. Jetzt läßt er uns keine Ruhe mehr! Schnell schlüpfen wir in unser kleines, ganz persönliches Kleid: unter Vorhangstoffen haben wir diese bedruckten Leinen und originell gemusterten Kretonnen ausgewählt. Bunt wie der Garten selbst, froh und zugleich praktisch, wie die Arbeit, die wir darin verrichten, so sehen sie aus: ❶ Weiter Jupe, Naht vorne und hinten Mitte. Oberteil aus dem Streifenornament zusammengesetzt. Kopftuch derselbe Stoff, aber Komplementärfarbe. ❷ Trägerkleidchen, Blüschen aus Vorhang-Voile, Samenschürzchen aus demselben Material, uni. ❸ Trägerkleid mit kleiner Ärmel-Jacke. Eingesetzte Taschen. ❹ Streifen-Ornament als Plissés, große, am Oberteil angeschnittene lose Taschen. Jacke

aus demselben Material, uni, schräge Taschen aus gestreiftem Stoff. 5 Breites Streifenornament hell-dunkel. Motive hübsch verwendet um den viereckigen Halsausschnitt und die Taschen, die ans Oberteil angeschnitten sind. 6 Streifen-Ornament mit großem Rapport. 4 große Quetschfalten, Aermel an die Passe angeschnitten. 7 Breiter Schulterkragen, vorne in den Gürtel laufend. Uni-Garnitur dasselbe Material wie gestreifter Stoff. 8 Einfaches Kleidchen mit zwei spitzen Taschen, im weiten Jupe bunter Innensaum. — Dazu passende Zoccoli. Bemalte oder gebrannte Holzsohlen mit bunten Bändern oder Stoffresten, auf das Kleid abgestimmt. Kopfbedeckung aus Stoff in der Komplementärfarbe des Kleides und große Hüte aus Tessiner- oder Kunststroh.

MODELL GRIEDER & CIE. SCHUHE BALLY

Das Velo-Kostüm in Form eines Hosenrockes aus silbergrauem Shantung-Tailleur und eingesetzten, handgestrickten Teilen aus Fäden des gleichen Materials ist elegant und praktisch.

Auch Hemdbluse und Shorts erfüllen den Zweck! Damit es hübsch und stadtfähig aussieht, tragen Sie darüber einen Rock aus bedruckter Kretonne oder Shantung, den Sie sich aus einem geraden Stück Stoff verfertigen. Ringsum geschlossen auf ein Elast ziehen oder vorne aufknöpfbar auf ein Band reihen. Große aufgesetzte oder eingeschnittene Taschen.

Bücher geben zu denken

BESTSELLERS

Ein Bestseller ist ein Buch, das zu einer gewissen Zeit im Buchhandel am meisten verlangt wird. Ich habe einen Vertreter dieser Spezies vor mir, und über seinen Umschlag läuft ein gelbes Band mit dem Aufdruck: «Zweite Auflage in drei Tagen vom Verlag verkauft!» Und weiter, gewissermaßen zur Rechtfertigung dieses fast unheimlichen Erfolges, ist der beglückte Ausruf eines Buchbesprechers wiedergegeben: «Wo ist einer, der von diesem Buch nicht zutiefst ergriffen wird? Wer wird nicht bezaubert von dieser Liebe zu Menschen und Heimat? — Also freue man sich . . .»

Aber wer einige Jahrzehnte hindurch das Treiben auf dem Büchermarkt verfolgt hat und dem Schicksal einzelner Bücher nachsinnt, den umfängt vor solchen erfolgreichen Büchererscheinungen eher eine leichte Traurigkeit — es kann auch ein kräftiger Verdruß sein, das hängt vom Temperament ab. Denn immer häufiger kommt es vor, daß einzelne wenige Bücher den Markt beherrschen und als eigentliche Modebücher die ganze lesende Welt in ihren Bann ziehen. Gewiß wird das den betreffenden Autoren und Verlegern finanziell wohltun, aber als Symptom des kulturellen Lebens kann man die Erscheinung nicht erfreulich heißen. Soll denn auch das geistige Leben der kurzatmigen Mode verfallen? Soll die Meinung aufkommen, wir hätten genug getan, wenn wir lesen, wovon alle Welt spricht? Lauert hinter dieser Gefahr nicht der schrecklichste der Schrecken, die Halbbildung?

Wir wissen ja, wie es mit diesen Büchern geht — es geht wie mit andern Modeartikeln: kaum hat man sie begeistert oder zweifelnd übernommen, so sind sie schon überall, und wir bekritteln, einem neuen Geschmack verfallen, was vor kurzer Frist uns noch zutiefst ergriff und bezauberte. Hatte es uns wirklich ergriffen und bezaubert? Vielleicht vermögen wir gar nicht mehr, solche Ergriffenheiten und Bezauberungen von der tiefsten Region unseres Wesens Besitz nehmen zu lassen und wünschen nicht, daß es so weit komme. Käme es so weit, dann könnte unsere Treulosigkeit gegenüber einem Buch nicht so vollständig sein, wie es oft genug der Fall ist. Die Bücher jedenfalls, die wir der Mode halber lesen, berühren uns nur etwa in jener Tiefe (oder Untiefe), in die das Gefühl für das Geschmackvolle hinabreicht, selbst wenn bei der Lektüre die Augen feucht werden sollten. Auch ein geschmackvoll eingerichteter Raum kann uns ergreifen und bezaubern, ohne daß das Erlebnis bleibende Spuren hinterließe.

Nun läge die Versuchung nahe, den Nachweis zu erbringen, daß die Bestsellers keine guten Bücher seien. Es wäre bequem, wenn dieser Nachweis gelänge, aber er gelingt nicht. Man wird beispielsweise «Die Leiden des jungen Werthers» als einen Bestseller des Jahres 1774 bezeichnen dürfen, und wir wissen von anderen bedeutenden Werken der Weltliteratur, die Aufsehen genug erregt haben. Daneben wissen wir freilich auch von einer Unmenge fragwürdiger Bucherscheinungen, die es sofort nach ihrer Veröffentlichung zu einem heute erstaunlichen Erfolge brachten. Wir sollten wohl sagen: zu einem beschämenden Erfolge.

Es stellt sich die Frage, was wohl imstande sein mochte, einen solchen Erfolg herbeizuführen. Und es ist nur eine Antwort möglich: irgendwie muß ein Buch, das Bestseller werden soll, der innern Haltung breiter Bevölkerungsschichten entgegenkommen. Das kann rein sachlich geschehen, indem es ein Thema aufgreift, das jedermann beschäftigt. Es kann auch ein Gefühlsregister ziehen, für das man just besonders empfänglich ist — auch die Bereitschaft für bestimmte Gefühle ist dem geschichtlichen Wandel unterworfen, so gut wie das Interesse für Sachfragen. Hier droht nun die Klippe: es kann sein, daß ein Autor auf solche Gefühle spekuliert, und er spekuliert nie richtiger, als wenn er auf Gefühlsgründe zielt, die von der Mehrheit der Menschen nie völlig beherrscht und ins reine gebracht worden sind. Wunscherfüllungsträume, Abenteurertrieb, Genußsucht, Machtdrang, Wollust — dies in passender Auswahl in eine Gestaltung gebracht, die sich am Rande dessen bewegt, was gerade noch als anständig gilt, und dem Geschmack der Zeit angepaßt, muß in jeder Epoche einen Erfolg zeitigen, sobald nur eine einigermaßen eingängige Darstellungsweise hinzutritt. Bestsellers werden so für die Kulturgeschichte zu wichtigen Dokumenten für die innere Verfassung eines Zeitabschnittes. Von welchen Gefühlen, das ist die Frage, lassen sich die Menschen berücken?

Und mit welchen Netzen fängt man uns? Ich nehme den Bestseller, von dem oben die Rede gewesen, es ist der Roman «So grün war mein Tal» von Richard Llewellyn, und lese die 550 Seiten bedachtsam durch. Ein gutes und ein ernstes Buch. Diesen Qualitäten hat es aber jedenfalls seinen Erfolg nicht zu danken, er muß auf anderes zurückzuführen sein. Der jüngste Sohn einer Kohlenhauerfamilie in einem Bergdorf in Wales erzählt in dem Roman von seinem Leben, von den Menschen, mit denen er zusammenkommt, von den Erfahrungen, die ihm beschieden sind, «von Glück und Leid, von Liebe und Haß, von Leben und Tod». Er erzählt mit der leisen Wehmut der Erinnerung, die der Darstellung ihre Einheit gibt und zugleich auch etwas wie einen Schleier zwischen uns und das Erzählte legt und uns von ihm distanziert. Er erzählt im einzelnen, aber mit einer nicht ins Wanken zu bringenden Sachlichkeit und scheut vor nichts Grauenhaftem zurück (eine schöne junge Dame hat mir das Buch mit leuchtenden Augen empfohlen!). In dem geschilderten Leben behauptet sich neben einer betonten Frömmigkeit, dem Studium von Philosophen und zarten Liebesregungen das Elementare. Man kann gar nicht aufzählen, was für unser Empfinden hier alles an Sensationen des elementaren Lebens sich ereignet und ein bißchen erstaunt und wehmütig registriert wird. Keine zusammenfassende Idee (es sei denn der Zug der Resignation), die durch das Buch leuchtet, keine Spannung, die es zusammenhält. Aber jedes der 41 Kapitel ist sorgsam gestaltet, von seiner besonderen Spannung erfüllt und kunstvoll mit dem nächsten verflochten, so daß man lesend weiter und weiter gezogen wird.

Das wehmütige Zurückschauen: immer noch lebendiges Erbe der Romantik; Distanzierung und Sachlichkeit: eigentümliche Lust des Gegenwartsmenschen, das Erlebnis nicht dicht an sich herankommen zu lassen, sich nicht hinzugeben; Elementares: ewige Versuchung des zivilisierten Menschen und Sehnsucht nach dem Urerlebnis; Auflösung in Einzelspannungen: Kinotechnik; Schilderung und unbekannte Welt: Bildungsdrang. Diese Elemente und vielleicht noch weitere mögen zusammengewirkt und den Erfolg des Buches herbeigeführt haben. Es ist bestimmt kein schlechtes Buch — aber doch nicht mit leuchtenden Augen zu empfehlen.

Es will vom Leser zu wenig. Es will nichts von ihm. Es führt ihn durch ein Labyrinth von Gefühlen, und er folgt blindlings. Er soll nichts dazu tun, er soll zur Kenntnis nehmen. Am Schluß bleibt nicht einmal die Feststellung: so ist das Leben! sondern nur der Hinweis: das war mein Leben. Die Welt muß schon verteufelt resigniert sein, daß sie sich hier festhakt.

Sie tut nur so. Auch dies reicht nicht bis zu den tiefsten Gründen, und eine Mode geht, wie sie gekommen ist. Ihre Macht freilich ist groß, mit dem größten Unsinn kann sie die Welt bewegen — fast schämt man sich, an den vor Jahren epidemisch umgegangenen Yo-Yo-Rummel zu erinnern. Aber davor müssen wir einander doch warnen: daß wir unser geistiges Leben in weiteren Bezirken, als es durchaus geboten ist, von Modeströmungen überfluten lassen. Zum wahren Geiste gehört die Prägung, die er von seinem Träger erhalten hat, Modegeist, Allerweltsgeist ist ein Unding, Verrat am Geist.

Wenn wir daher unser geistiges Leben pflegen wollen, so müssen wir ihm an Nahrung zuführen, was es stärken kann und seinem Auf- und Ausbau entgegenkommt, damit es in sich immer tiefer und reicher werde. Wir müssen das Buch suchen, das zu uns gehört, müssen unsere eigene Welt uns schaffen. Darin besteht die Bildung, die frei macht. Nehmen wir einen Menschen, der in liebevoller Durchdringung sich die Werke Shakespeares oder Gotthelfs zu eigen gemacht hat, nehmen wir einen andern, der immer nur die Bestsellers las — niemand wird im Zweifel sein, bei welchem der beiden er die wahre und überlegene Bildung zu suchen und zu finden hat. Von einem Bestseller wird man ja wohl einmal Notiz nehmen müssen, wenn man der Welt des Buches verfallen ist. Aber statt der Manie zu erliegen, die alles lesen will, was Mode ist, hörte man doch besser auf den Rat der Kundigen. Sie sagen: Greif nicht nur nach dem Neuesten, greif manchmal zum Bewährten — lies nicht nur vorwärts, lies auch zurück! BI.

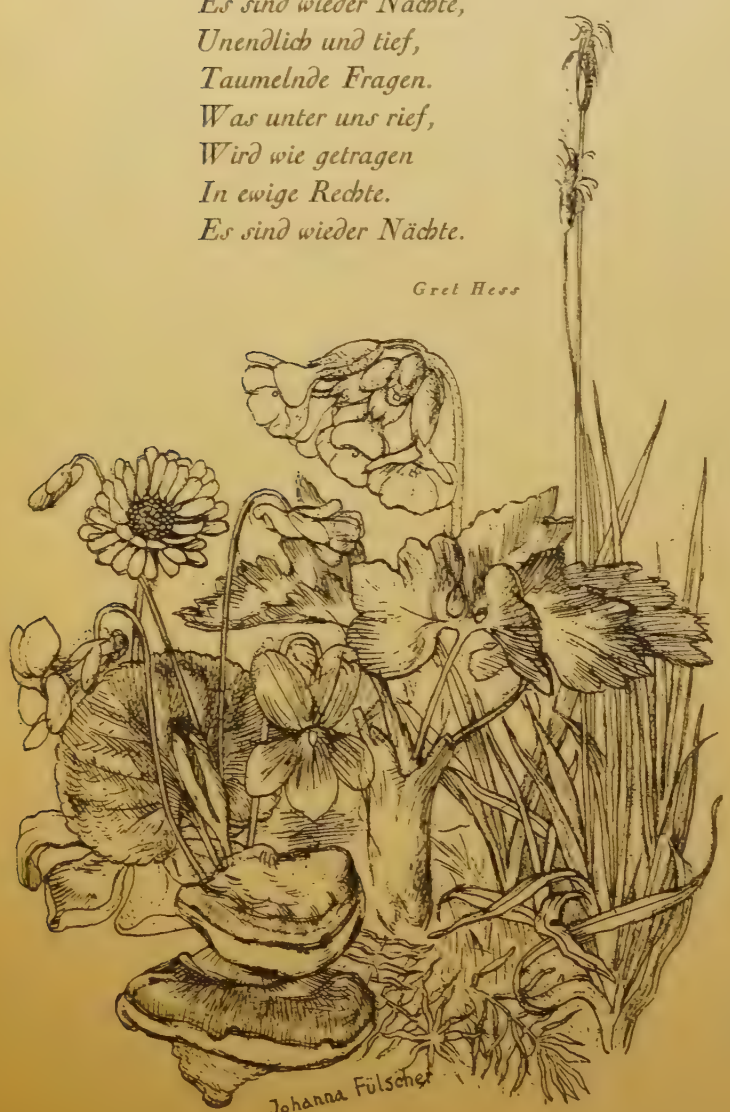
Es sind wieder Gärten

Es sind wieder Gärten
Und Sonne und Wind
Und Himmel und See
Und spielendes Kind.
Gar nichts mehr tut weh,
Vergessen die Härten,
Es sind wieder Gärten.

Es sind wieder Träume
Und Lieder und Klang
Und Tanzen und Spiel
Und innerster Drang.
Jetzt gibt man so viel
Wie blühende Bäume.
Es sind wieder Träume.

Es sind wieder Nächte,
Unendlich und tief,
Taumelnde Fragen.
Was unter uns rief,
Wird wie getragen
In ewige Rechte.
Es sind wieder Nächte.

Gret Hess



Im Frühling

Die bunten Primeln blühn schon in den Beeten,
und aus dem Rasen leuchtet wie Topas
das Gelb des Krokus, und es sprießt das Gras
so zart, daß man nicht wagt, es zu betreten.

Und Veilchen blauen unter windverwehten
verwelkten Blättern schon, und hinterm Glas
des Frühbeets öffnen Hyazinthen das
Gelock der lila Blüten in dem steten

Bereich der Sonne, welche unverwandt
erwärmt und leuchtet. Jenseits von dem Zaun
des Gartens aber dehnt sich aus das Land

mit breiten Aeckern, welche sanft und braun
sich wölben, weit, bis zu des Himmels Rand,
der blaß und bläulich schimmert wie Alaun.

Hanneliese Hinderberger

DER TANZKURS

VON IRENE GASSER

Vergnüglich bummelten wir die Straßen hinunter und freuten uns an dem Herbstabend. Es war ziemlich neblig, und obwohl die Kirchen noch nicht sechs geschlagen hatten, brannten schon alle Laternen. An allen Ecken duftete es nach heißen Maroni. — Mit einemmal zupfte mich meine kleine Nichte am Aermel: «Lueg, Tante, lueg!» flüstert sie ganz aufgeregt. Ich wende und drehe den Kopf, kann aber mit dem besten Willen nichts Besonderes sehen. «Da, die Buebe und Meitli», macht mich nun Bethli aufmerksam. Jetzt verstehe ich. Verschiedene vierzehn- bis sechzehnjährige Jünglinge und Mädchen kommen plaudernd und lachend dahergeschlendert und verschwinden in einem hell erleuchteten Haus. Jedesmal, wenn sie die Türe einen Spalt geöffnet haben, klingt gedämpfte Jazzmusik in den Abend hinaus. Hinter den Fenstern des ersten Stockes sieht man langsam hin und her gleitende Schatten. Neben der Türe hängt eine kleine weiße Tafel: Die Tanzkurse haben begonnen.

Tanzkurs! Während wir weitergehen und mein Nichtchen ununterbrochen von Freundinnen erzählt, die «auch schon» Tanzstunden haben dürfen, sehe ich wie durch einen Schleier hindurch dieses Wort vor mir, das einst solche Zauberkraft besaß; ich höre verstimmte Klaviermusik und stehe ehrfurchtsvoll einer vollbusigen Dame gegenüber, die schallend in die Hände klatscht und mit hoher Stimme «Eins, zwei, drei, vier» zählt. Und aus dem Nebel alter Erinnerungen lösen sich junge Gestalten in rosa Kleidchen und Buben in blauen Hosen; sie verneigen sich voreinander und versuchen zaghaft die ersten Tanzschritte.

Zehn Jahre alt war ich, als ich zum erstenmal in den Tanzkurs durfte. Eigentlich war ich noch zu jung dazu, aber da meine drei Brüder gerade das richtige Alter hatten, fanden meine Eltern, ich könne ebensogut mit ihnen gehen. Sie beklagten sich zwar bitter darüber und verwahrten sich gegen das «Kinderhüten», aber es half ihnen nichts. Eines Nachmittags lagen ihre neuen blauen Anzüge bereit, meine Mutter kontrollierte mit strengem Blick ihre Ohren und Hälse und steckte mich in ein himmelblaues Kleidchen. Außerdem setzte sie mir einen riesigen, himmelblauen Haarbändel auf und gab mir ein weißes, seidenes Beutelchen, in dem neben einem saubern Nastüchlein rote, verlockende Himbeerbonbons waren. Sie ermahnte mich, recht brav zu sein und in allem den Buben zu gehorchen. So zogen wir in vollem Glanz von dannen und boten wahrscheinlich ein recht schmuckes, artiges Bild. Auf dem Wege schimpften und murrten die Buben vor sich hin, diese Tanzerei sei doch allzu dumm und befahlen mir dann, ihnen die Himbeerzeltli auszuhändigen. Dies tat ich. Nach kurzer Zeit war das Säcklein leer, wir hatten klebrige Hände und einen wunden Gaumen. Da waren wir aber auch schon bei der Tanzschule angelangt und stießen uns gegenseitig eine mit einem roten Läufer belegte Treppe hinauf. Oben standen viele Buben in blauen Anzügen und mit glattgebürsteten Haaren. Unter ihnen erkannten meine Brüder Freunde; sie begrüßten sich laut und herzlich, schlugen sich auf die Schultern und gaben sich Rippenstöße. Um mich kümmerte sich niemand. Ganz verlassen stand ich in der Bubenschar und hätte am liebsten geheult. Mein Beutelchen hielt ich fest in beiden Händen. — Mit einemmal zupfte mich jemand am Haarbändel, und eine etwas heisere Stimme fragte: «Was haben wir denn hier für einen Sommervogel?» Ich schaute auf und sah in ein schmales Bubengesicht, aus dem mich zwei braune Augen freundlich anlachten. «Ich bin das Vreni», sagte ich schüchtern, «und das dort sind meine Brüder.» «Ja, und die Brüder lassen dich einfach sitzen?» wollte der Bub weiter wissen. Ich antwortete nichts. «Das finde ich gemein», fügte er abschließend hinzu und führte mich auf die andere Seite des Korridors. «Schau, das ist die Mädchengarderobe», erklärte er, «da gehst du hinein und ziehst deinen Mantel aus. Und dann machst du einfach das, was die anderen tun.» Er öffnete die Tür und schob mich sanft hinein. — Ich war ihm von Herzen dankbar.

In der Garderobe saßen und standen viele Mädchen. Die meisten kannten sich schon und kicherten und flüsterten ununterbrochen miteinander. Einige wenige waren abseits und nestelten mit gleichgültigen Gesichtern an ihren Tanzschuhen herum. Glücklicherweise fand ich unter den Kichernden meine Cousine Heidi, die sich sofort meiner annahm. Da ich noch so jung war, schenkten mir die anderen nicht viel Beachtung und fuhren unbekümmert in ihrem Flüstern weiter. Ein lautes Klatschen machte der Unterhaltung ein Ende. «Allez, allez, mes enfants!» rief eine hohe Stimme, und eine hochbusige Dame erschien unter der Tür. «Das ist Madame, die Tanzlehrerin», erklärte mir Heidi. Wir standen auf und folgten ihr in einen großen Saal, der außer zwei Stuhlreihen an den gegenüberliegenden Wänden und einem Klavier in der Ecke vollständig leer war. Wir setzten uns hin und schauten zu den Buben hinüber, die sich auf der anderen Seite bereits installiert hatten. Madame aber stellte sich in die Mitte, und der Tanzunterricht begann. — Ich wäre überfragt, wenn ich sagen sollte, wie Madame eigentlich geheißen hat. Generationen von Tanzschülern nannten sie einfach Madame. Eventuell hieß sie Frau Benz; denn der Pianist, ein kleines, verschrumpeltes Männlein, hieß so und war wahrscheinlich ihr Mann. Doch auch da bin ich nicht ganz sicher. Ich erinnere mich nur noch, daß sie sehr fest war und daß über ihre engen Lackschuhe ein beträchtliches Fettpolster quoll. Außerdem behauptete Rudi, ihre Haare seien gefärbt.

In der ersten Stunde lernten wir nicht viel. Die Buben mußten eine Verbeugung machen und wir einen kleinen Knicks. Das nächste Mal aber versuchten wir uns bereits in richtigem Tanz, indem wir die Schritte, die wir vorher einzeln geübt hatten, nun zusammen probierten. Buben und Mädchen mußten sich der Größe nach gegenüber aufstellen, und dann zeigte Madame, wie man sich hält. Die Mädchen lachten, wenn die Buben täppisch wie junge Bären den Arm um sie legten; die Buben aber schnitten todernste Gesichter und bemühten sich, einen möglichst weiten Abstand zu halten. Ich als die Jüngste hatte einen kleinen, dicken Knirps als Partner, der Rolf hieß und mich ärgerte, weil er kleiner war als ich. Außerdem war er furchtbar ungeschickt und trat mir schon bei den ersten Schritten unentwegt auf die Füße. Allerdings machten es die meisten Schüler nicht viel besser. Es liegt in der Natur, daß in diesem Alter die Mädchen bei weitem mehr Begabung zeigen für das Tanzen als die Buben. Sie erfassen die Schritte schneller und sind auch viel graziöser. Mit meinem Rolf bekam ich schon beim ersten Tanz Streit. Als er immer tolpatschiger wurde, übernahm ich kurzerhand die Führung. Dies kränkte ihn jedoch bitter in seinem männlichen Ehrgefühl, er entriß sich meinen führenden Armen und setzte sich entschlossen auf seinen Stuhl. So sehr auch Madame auf ihn einsprach, er ließ sich unter keinen Umständen dazu bewegen, weiter mit mir zu tanzen. So blieb auch mir nichts anderes übrig, als mich zu setzen. Sehnsüchtig schaute ich den anderen zu, wie sie zwei Schritte nach rechts machten, dann einen kurzen nach links und dabei angestrengt ihre Schuhe betrachteten. Jetzt tanzte Rudi, mein Beschützer, an mir vorbei. Er lachte mir freundlich zu und gefiel mir riesig, denn er hatte blonde Haare und den Stimmbruch.

Als der Tanz vorbei war, lehrte Madame neue Schritte. Dann verkündete sie feierlich, es werde jetzt jeder Bub ein Mädchen engagieren. Wir wurden ganz still bei diesen Worten. Herr Benz fing an zu spielen, doch keiner der Buben wollte sich erheben. Sie saßen da wie Klötze. «Allez, allez!» rief Madame. Schließlich erhob sich zögernd einer und kam auf uns zu. Andere folgten ihm. Wir Mädchen schauten gleichgültig in die Luft. Mir war wind und weh zumute, denn ich wußte, daß mich von den Großen doch keiner holen würde, und mit Rolf hatte ich es ja verspielt. Ob ich wohl unter irgendeinem Vorwand hinaus sollte? — Da verbeugte sich eine dunkle Gestalt vor mir. Rudi! Ich hätte jauchzen mögen vor Freude, und zugleich zitterte mir das Herz. Wenn ich ihm nur nicht auf die Füße trat. — Wir waren das erste Paar, das sich zum

Tanz aufstellte. Madame schaute mißbilligend auf uns. Sie konnte nicht verstehen, daß der Bub gerade mich geholt hatte. Jetzt würde eines von den großen Mädchen mit Rolf tanzen müssen. Mich kümmerte das nicht. Wenn ich nur Rudi nicht auf die Füße trat! — Aber es ging gut, sehr gut sogar. Wir schwebten und drehten, daß es eine Freude war. Sogar Madame lächelte allmählich anerkennend. «Siehst du, daß sie gefärbte Haare hat?» flüsterte Rudi. «Wer? Madame?» fragte ich ganz erstaunt. «Natürlich, sie wäre doch sonst schon lange mausgrau.» Ich schielte ängstlich nach Madames lichtblondem Haarschopf. Bisher hatte ich nie gewagt, Erwachsene auf diese Art anzuschauen. Doch dünkte es mich nun spannend und angenehm prickelnd. Dies würde ich nie tun, meinte ich, und Rudi fand, ich hätte ganz recht, ich solle nur weiter so schöne Haarbändel tragen. Nach dem Tanz brachte er mich an meinen Platz zurück und verbeugte sich, wie wir es gelernt hatten. Ich war so stolz und glücklich, daß ich weder nach links noch nach rechts sah, sondern mich nur mit meinem Beutelchen zu schaffen machte. — Von jetzt an waren die Tanzstunden für mich die schönste Zeit in der ganzen Woche. Schon tagelang vorher freute ich mich darauf, putzte und frisierte mich und lag der Mutter ständig in den Ohren wegen eines neuen Kleides. Ich hätte doch so gerne ein längeres gehabt, um ein wenig älter auszusehen. Meine Mutter hatte jedoch dafür kein Verständnis. Sie wollte keinen Modeaff als Tochter, sagte sie, und wenn das so weiterginge, dürfe ich überhaupt nicht mehr in den Tanzkurs. Meine Brüder bestärkten sie darin. Sonst waren sie nun höflicher zu mir, seit Rudi mich beschützte. Sie hatten im Tanzkurs ein paar Mädchen gefunden, die ihnen gut gefielen und die sie jeweils des Abends nach Hause brachten. Da waren sie dann jedesmal heilfroh, wenn sie mich dem Rudi aufhalsen konnten. Insgeheim nannten sie ihn zwar das «Kindermädchen», doch focht mich das weiter nicht an. Ich fühlte mich ja so erwachsen, wenn ich neben dem großen Bub durch den Abend schreiten durfte. Stets kaufte er mir beim großen Platz eine Tüte Maroni, die wir im Gehen miteinander verzehrten. Dabei plauderten wir über all das, was unser Leben ausmachte: über die Schule, die Lehrer, die Eltern und die Kameraden. Meistens war es zwar Rudi, der sprach; ich hörte ihm lieber zu. — Einmal weihte er mich in ein großes Geheimnis ein. Er verriet mir — aber ich dürfe es wirklich keinem Menschen weitererzählen, daß er ein Dichter werden wolle. Er habe auch schon ein paar Gedichte geschrieben, die er mir zeigen werde, wenn ich ein bißchen älter sei. Mir war ganz heiß vor Erregung. Rudi war ein Dichter! Und wie schön, daß nur ich davon wußte. — Bevor ich an diesem Abend ins Bett ging, schloß ich sorgsam eine Marone, die mir Rudi gegeben hatte, in mein Nähkästlein. Ich würde sie ewig aufbewahren zur Erinnerung an die Stunde, da mir ein Dichter sein Geheimnis anvertraute.

Zeichnung von Eustache

Der Tanzkurs ging seinem Ende zu. In fünf Tänzen konnten wir uns nun drehen, wußten uns zierlich zu halten und hatten auch allerlei nützliche Anstandsregeln gelernt. Nun sollte ein Ball, bei dem die Eltern zugegen waren, den Kurs beschließen. Jeder Bub mußte dazu brieflich ein Mädchen einladen. Gab das ein Geschwätz und eine Aufregung unter den Mädchen! Denn obwohl es selbstverständlich war, daß alle eingeladen würden, zitterte doch jedes, gerade es müßte sitzenbleiben. «Ganz sicher werde ich nicht eingeladen», jammerte Heidi verzweifelt. «Und ich werde bestimmt mit dem dicken Rolf das Vergnügen haben», prophezeite die lange Alice. «Besser als mit niemand», meinte Heidi düster. «Kommst du eigentlich auch?» wandte sie sich dann an mich. «Natürlich.» Ich war ganz erstaunt ob der dummen Frage. «Ach, ich meinte nur, du seiest vielleicht zu jung. Schließlich ist es doch ein Ball.» Nun mischte sich auch Rösli ein: «Der Rudi wird das Kinderhüten schon auf sich nehmen. Das macht dem nichts.» Jetzt hatte ich genug. «Ihr seid dumme, eingebildete Gänse!» schrie ich und wandte ihnen zornglühend den Rücken. — Selbstverständlich würde mich Rudi einladen. — Aber am Abend kam die Angelegenheit nochmals zur Sprache. Die ganze Familie saß um den Tisch herum, und meine Brüder waren mit hochroten Ohren bemüht, die Balleinladungen zu verfassen. Hie und da spähten sie sich über die Schultern und bekamen dann jedesmal Streit. «Wird unser Vreni eigentlich auch eingeladen?» unterbrach mein Vater plötzlich das Gespräch. Ich schwieg. Statt meiner entgegnete die Mutter mit leisem Lächeln: «Ich denke wohl. Das Vreni hat doch einen Verehrer, der es immer nach Hause bringt und es so mit Maroni vollstopft, daß es kein Nachtessen mehr mag.» «Aber an den Ball wird er es wohl nicht mitnehmen», brummte ein Bruder. «Dorthin gehören nur richtige Mädchen und keine Kinder.» — Ich sagte auch jetzt nichts. Mochten sie alle spotten und höhnen. Ich kannte Rudi besser.

Näher und näher rückte der Ball. Fast alle Mädchen hatten nun zierliche weiße Brieflein erhalten, die sie gegenseitig miteinander verglichen. Dabei flüsterten und tuschelten sie und sprachen von den Kleidern, die sie tragen würden. Mich zogen sie nicht ins Gespräch; seit den «eingebildeten Gänsen» war ich verfemt. Aber es war mir auch ganz recht so; denn was hätte ich auch antworten sollen auf die Frage, mit wem ich kommen werde? Wie Feuer ja brannte mich die Scham, daß noch kein Brieflein den Weg zu mir gefunden hatte. Was war nur mit Rudi los? Hatte er vielleicht den Ball vergessen, oder war sein Brief an die falsche Adresse gegangen? Da es allerhöchste Zeit war, beschloß ich, selbständig zu handeln. — «Du, Rudi», begann ich, als er mich am Abend heimbrachte, «was denkst du eigentlich vom Ball?» «Von welchem Ball?» Da hatten wir's. Vergessen! «Vom Schlußball am Samstag?» «Ach der», meinte er, «ja, der wird vielleicht ganz schön. Ich mache mir zwar nicht viel aus solchem Lämmerspringen unter der elterlichen Aufsicht.» «Aber du kommst doch?» fragte ich verzweifelt. «Ich muß wohl.» Eine Weile schwiegen wir. Dann nahm ich allen Mut zusammen: «Hast du jemanden eingeladen?» «Wozu eingeladen?» «Zum Ball natürlich.» «Aha. Ja, deine Cousine, die Heidi.»

Jetzt sagte ich nichts mehr. In meinem Hals saß ein dicker Klumpen, der irgendwo hinauswollte, und in den Augen brannte es mir heiß. Tief im Innern spürte ich einen seltsamen, zitternden Schmerz. Doch weinen wollte ich nicht. Nein, unter keinen Umständen! «Willst du noch Maroni?» Ich schüttelte den Kopf. «Weißt du, heute morgen hat der Lateinlehrer . . .», und er erzählte mir irgendein lustiges Streichlein. Pflichtschuldigst versuchte ich zu lachen und spähte doch dabei immer nur durch den Nebel, ob nicht unser Haus bald auftauchte. Doch, dort war es. «Tschau, Rudi», sagte ich und fing an zu laufen. «Was ist los, warum pressierst du so?» rief er mir nach, doch ich gab keine Antwort. Aber gerade vor der Haustüre holte er mich ein. «Vreni», sagte er, «bist du böse?» Ich schaute auf meine Schuhe. «Etwa, weil ich das Heidi eingeladen habe?» «Warum nicht gar», murmelte ich in den Boden hinein. Der Klumpen im Hals wird immer dicker. «Das mußt du doch begreifen», erklärt er und schaut mich eindringlich an, «es ist doch ein Ball, und da muß ich jemand Größeren haben. Die anderen würden mich sonst auslachen, ich meine, auch die Eltern.» «Natürlich», sage ich und strecke ihm die Hand hin. «Gute Nacht.» «Gute Nacht, Vreni.» Er verschwand im Nebel. Ich aber schlich mich ganz leise ins Haus und in mein Zimmer, zog mich schnell, schnell aus, und erst in der vertrauten Wärme des Bettes kamen die Tränen. Als wahre Bächlein strömten sie aus den Augen, immer mehr, immer dickere rollten hinunter, der Klumpen löste sich in tausend Schluchzer auf, und so heulte und weinte ich mir meine erste, meine allererste Liebe aus. — Nachher werde ich wohl eingeschlafen sein.

«Tante», zupft mich meine kleine Nichte. Ich fahre auf aus meinen alten Erinnerungen. Der Nebel ist schon viel dichter geworden, es ist Zeit, heimzugehen. «Tante, bisch du au emal im ene Tanzkurs gsi?» Ich muß lachen. Eben kommt mir in den Sinn, daß zu Hause noch irgendwo ein Nähkästchen ist, in dem eine alte, verschrumpfte Marone liegt.

DIE HEILSARMEE VOR GERICHT

Die Gerichtsverhandlung gegen die wegen Abhaltung illegaler Versammlungen angeklagten Heilsarmeeführer und -mitglieder in Boudry am Neuenburgersee. Auf der Bank im Vordergrund links die Angeklagten: Monsieur Couvert, Mme. Boillot, Miss Catherina Booth, Captain Becquet. Rechts am Tisch die beiden Schweizer Verteidiger: Monnier und Dupasquier.

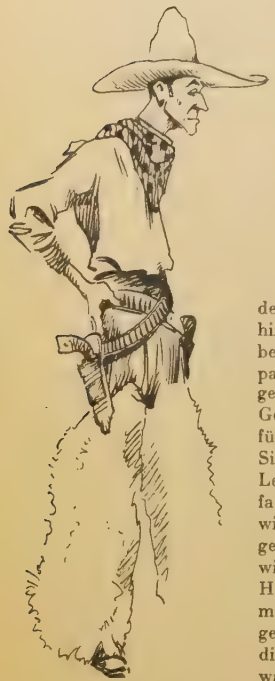
Die Heilsarmee wurde im Jahre 1865 durch William Booth gegründet. Siebzehn Jahre später, im Jahre 1882, faßte die religiöse Gemeinschaft auch in der Schweiz Fuß. Ihre Verbreitung in unserem Lande vollzog sich unter großen Schwierigkeiten, hervorgerufen durch Versammlungsstörungen durch das Publikum und Versammlungsverbote durch kantonale Regierungen. Die englische Zeitschrift «Graphic» vom 13. Oktober 1883 brachte ein Bild über einen Prozeß im Kanton Neuenburg, wo Heilsarmisten vor dem Richter standen, und berichtete dazu folgendes:

«Nach beständigen Reibereien zwischen Miss Booth, der Führerin der Schweizerischen Heilsarmeebewegung und den Schweizer Behörden, erließen diese vor einigen Monaten ein Dekret, welches Zusammenkünfte der Heilsarmee verbot. Aber trotz Verhaftungen und Ausweisungen führte Miss Catherina Booth zäh und unerschrocken ihr Werk fort, bis die Genfer Behörden, am Ende ihrer Geduld, sie samt Captain Becquet und vier andern namhaften Heilsarmeemitgliedern verhafteten, während sie gerade in einem Wald im Jura eine Versammlung abhielt. Am Samstag, dem 30. September, begannen in Boudry die Gerichtsverhandlungen, die sich um die Hauptfrage drehten: War die kantonale Verfügung, welche Heilsarmeeversammlungen verbot, gerecht, oder verstieß sie gegen die Verfassung, die völlige Religionsfreiheit und Versammlungsrecht garantiert? Ankläger war der Staatsanwalt, Verteidiger die Herren Monnier und Dupasquier, seitens der englischen Regierung beobachtete das Ratsmitglied Koenig den Fall, während der Britische Minister in der Schweiz, Herr Adams, zusammen mit Colonel Clibborn und einer großen Zahl prominenter Heilsarmeeleute den Verhandlungen beiwohnte. Die Gefangenen antworteten frei auf die Fragen des Richters, daß sie eher ihrem Gewissen als dem Dekret gehorcht hätten. ‚Es ist wahr', erklärte Miss Booth, ‚wir haben in Jesu Namen gebetet und gesprochen und nicht auf die Verfügungen des Staates geachtet. Die eidgenössische und kantonale Verfassung garantieren Religionsfreiheit. Wir erachteten sie als erhaben über jegliche Verletzung dieser Satzungen durch ein Dekret, welches der Staatsrat erließ und das für uns eine Lage schuf, in der es unmöglich war, Gott zu gehorchen, ohne gegen diese Verordnungen zu verstoßen. Wie die ersten Christen vor dem Gerichtshof in Jerusalem antworten wir: ‚Richtet selbst, was besser sei vor Gott: auf euch zu hören oder auf Gott.'

Heilsarmee-Umzug im Jahre 1883 in Lausanne.

Anschließend richteten Captain Becquet das Wort an den Gerichtshof, sowie zwei weitere Gefangene, Herr Robert Couvert und ein Sergeant der Heilsarmee und Madame Boillot, die ihr Haus verschiedentlich für Versammlungen zur Verfügung gestellt hatte. In seiner glänzenden Verteidigungsrede betonte Herr Monnier, daß das Dekret die Verfassung verletze, daß ferner die Heilsarmee zu gleicher Freiheit das Recht habe wie andere religiöse Vereinigungen; endlich seien die Rechte britischer Offiziere vertraglich festgelegt. Worauf das Richterkollegium einstimmig Miss Booth ‚nicht schuldig' erklärte und sie und ihre Kameraden freiließ.»

LOB DES WILDWEST FILMS



Zeichnungen von
Pericles Giovannetti

Das Wesen des Films ist die Bewegung. Die ersten Schauer des Erstaunens und Entzückens gingen über ein Filmpublikum hin, dem man nichts anderes als Bilder von Pferderennen und belebten Straßen zeigte. Und als vor einigen Jahrzehnten ein paar unternehmungslustige Männer in die Gegend von Los Angeles zogen, um Filme zu fabrizieren, dachten sie nicht daran, Geschichten von leidenden Königinnen, adeligen Fremdenführern und schwärmerischen Privatsekretärinnen zu erzählen. Sie hielten es für das Einfachste und Nächstliegendste, bewegtes Leben mit der Kamera einzufangen. Wilde, natürliche, unbefangene Bewegung war vor allem in den Geschichten aus dem wilden Westen enthalten. Da gab es freilebende und halbgezähmte Pferde, gewandte Männer, rasende Büffelherden, windgeschüttelte Bäume, schnelle Postkutschen und tolle Hetzjagden: Wir begreifen sehr gut, daß die ersten unternehmungslustigen Filmfabrikanten Wildwestfilme machten. Abgesehen von der ständigen ungebärdigen Bewegung, hatten die Wildwestgeschichten noch einen weiteren Vorteil: Sie waren Freiluftgeschichten; man brauchte für sie keine großen, gut eingerichteten Ateliers, sondern nur ein paar einsame Landschaften und schönes Wetter. Mußte man doch einmal Innenräume darstellen, waren es die kargen Farmerstuben und die roh gezimmerten Schankwirtschaften, die «saloons», in denen die Viehhirten und die Goldgräber ihren Verdienst verpraßten. Solche Bauten ließen sich mit einfachen Mitteln und wenig Geld erstellen. Die Erinnerung an die «große Zeit» des wilden Westens war in Amerika stets sehr lebendig; es brauchte also keine gebildeten Aestheten, um Wildwestfilm-Dekorationen zu gestalten, sondern Leute mit munterem Wirklichkeitssinn und mit den alten amerikanischen Pioniereigenschaften: Aus Brettern und Pfählen hatten die ersten Sidler im Westen ihre Barackenstädte gebaut; mit denselben primitiven Mitteln bauten die Filmpioniere ihre Dekorationen. Kein Wunder also, daß schon die frühesten Wildwestfilme bei aller Naivität eine höchst wertvolle und sehr «filmische» Eigenschaft hatten: Sie waren dokumentarisch, literaturfern; sie lebten aus der Frische des freien Lebens und enthielten in primitiver Form bereits die wesentlichen Gestaltungsmittel des reinen Films.

Was wir vom wirklichen Film immer wieder fordern: daß er das unbefangene Leben schildere, die Anmut der zufälligen Bewegung, die untheatralische Gebärde und die pathosfreie Rede — schon in den frühesten Wildwestfilmen waren solche Forderungen erfüllt. Die erstbesten Filmdarsteller waren die ersten und die besten: ungebärdige Pferde und wilde Reiter. Die Kamera hatte nur die Aufgabe, schöne, kraftvolle Bewegung geschickt einzufangen; der Regisseur und der Zusammensetzer des Films hatten aus der Fülle von Bewegung den folgerichtigen, spannenden Ablauf zusammenzustellen.

Mit der Zeit ist die Herstellung von Wildwestfilmen zu einer Spezialität geworden. Die Erfahrung, die Routine ist heute ein wichtiges Hilfsmittel des Wildwestfilm-Regisseurs. Man hat gelernt, auf tausend Kleinigkeiten zu achten; man hält auf Echtheit in den Einzelheiten, auf liebenswürdige Detailzeichnung; man bereichert die alten Geschichten durch neue Typen und überraschende Wendungen. Aber das Entscheidende bleibt doch immer das Dokumentarische, das ungebärdig Natürliche eines wildbewegten, theaterfernen Lebens.

Der Wildwestfilm hat die alte, wirksame filmische Tradition auch in eine Zeit hinübergerettet, in der durch den Tonfilm eine erschreckende Stilunsicherheit um sich griff. Die ersten Tonfilmregisseure spielten mit dem neuen technischen Mittel wie die Kinder. Die Sprache und das Geräusch, deren Fehlen sie vorher durch lebendige Bildhaftigkeit, durch einen wachen Sinn für ausdrucksvolle Bewegung ausgleichen mußten, ermöglichten nun plötzlich wieder die Nachahmung des Sprechtheaters, der Oper und der Operette. Damit geriet der Film in ein Gebiet, das für ihn wesensfremd war. Außerdem wurden die ersten Tonfilmregisseure durch technische Schwierigkeiten

«Dieses Bild ist doch nichtssagend», fand ein Filmvertreter, der uns eine Auswahl von Photos zur Verfügung stellte. «Im Gegenteil», erwiderten wir, «gerade aus diesem Bild spricht die Fähigkeit des Regisseurs, in der Weite einer großartig kargen Landschaft einen spannenden Bewegungsablauf ungezwungen zu entwickeln.»

Monopol Films

im Atelier gefangen gehalten; Freiluftaufnahmen wurden selten. In dieser Zeit waren es die Wildwest-Spezialisten, die mutig und unentwegt im Freien weiterfilmten, theatralische und opernhafte Effekte vermieden und nicht den Ehrgeiz hatten, sich filmfremder Ausdrucksmittel zu bedienen. Dadurch trugen sie dazu bei, dem Tonfilm über seine schwierigen Anfangszeiten hinwegzuhelfen. Auch in den Wildwestfilm zog die Sprache ein. Aber es war eine literaturferne Alltagssprache; Männer auf Pferderücken und auf rohen Holzstühlen konnten nicht abgezirkelte oder pathetische Gespräche führen. Und wenn wir heute in amerikanischen Filmen den ungezwungenen, wirklichkeitsnahen Dialog bewundern, der das Zufällige und Beziehungsreiche der menschlichen Alltagsrede ungewöhnlich wirksam wiedergibt, müssen wir die Ursprünge solcher Vorzüge zum Teil in den Wildwestfilmen suchen, in jener starken und lebendigen Tradition, die so etwas wie ein unterbewußtes Stilgefühl darstellt.

Es liegt uns natürlich völlig fern, ein uneingeschränktes Lob des Wildwestfilms zu singen. Wir wollen nicht verhehlen, daß die Handlung des durchschnittlichen Wildwesters häufig das Banale streift, daß sie primitiv und meistens ziemlich geistlos ist, daß die Wildwest-Spezialisten sich häufig abgedroschener Effekte bedienen, daß das Dokumentarische dieser Filmgattung viel weniger in allgemeiner historischer Treue als in der Richtigkeit der Details, der Einzelvorgänge, der Schauplätze liegt. Aber all diese Einwände lassen uns nicht vergessen, daß der Wildwestfilm eine sehr unterhaltende, ehrliche und stilreine Filmgattung darstellt. Ueber Wildwestfilme können wir uns ganz unbeschwert freuen; wir nehmen sie nie ganz ernst, lächeln über ihre Naivität, fühlen uns nicht gezwungen, ihr ethisches und künstlerisches Niveau durch tiefgründige Untersuchungen zu ermitteln. Stellen wir aber ausnahmsweise solche Untersuchungen an, so entdecken wir, daß sich in den Wildwestfilmen viel mehr Stilgefühl und ursprüngliches Gestaltungsvermögen auswirkt, als in manchen gestelzten, gespreizten und gezierten «Kunstfilmen» anderer Gattung. Freilich meinen wir, wenn wir solches sagen, die ehrlichen Wildwestfilme; geschniegelte Männer und Puppenmädchen, die gewissermaßen direkt vom Friseurstuhl auf den Pferderücken gelangen, sind Stillosigkeiten, von denen auch viele Wildwestfilme nicht frei sind.

In den letzten Jahren sind einige «Ueber-Wildwestfilme» entstanden, auf die in diesem Zusammenhang hinzuweisen ist. In diesen Filmen wirkt sich alte Tradition der Lebendigkeit, der dokumentarischen Echtheit und der wilden Bewegung entscheidend aus; die Handlung ist jedoch weit von der ursprünglichen Naivität und Primitivität entfernt, und die handelnden Personen, die rauhen, finsteren, drolligen, liebenswürdigen, schüchternen oder entschlossenen Männer sind mit gut beobachteten, menschlich glaubwürdigen Zügen ausgestattet. Außerdem wird die Schilderung der Schauplätze mit dem ganzen Aufwand an technischem Geschick und filmischer Erfahrung betrieben, den man auf teure, große Filme anzuwenden pflegt. Solche Filme können zu Meisterwerken werden, die wir ernst nehmen dürfen. Es wirkt sich in ihnen die alte, begeisternde Unbefangenheit der Filmpioniere aus, und diese Unbefangenheit, vereinigt mit darstellerischer, psychologischer und bildgestalterischer Verfeinerung führt häufig zu echten, von Leben und herrlicher Bewegung erfüllten Filmen. Einer dieser Filme war «Die Postkutsche» von John Ford, ein anderer war «Destry reitet wieder» von George Marshal, mit Marlene Dietrich. In diesen Filmen zeigte es sich, wie ein einheitlicher Stil, während längerer Zeit angewendet und durch Erfahrungen bereichert, zu Meisterleistungen führen kann, wenn es gelingt, ihm neue Inhalte zu geben. Der Stil der Wildwestfilme, dieser etwas belächelten und dennoch geliebten Filmgattung, wird sich immer wieder als eine wirksame Arznei gegen Gespreiztes, Süßliches, Theatralisches und Pseudokünstlerisches im Filmbetrieb erweisen.

Hans Lämmel.

POESIE ODER PROSA?

Ein zitatenreicher Dialog über das klassische Theater
Bei einer Verdunkelung nachstenographiert

VON BERNHARD DIEBOLD

Die allerklassischesten Stellen in dieser klassischen Auseinandersetzung sind durch Kursivschrift geheiligt.

Bei einer Verdunkelung in mondloser Nacht stießen im Zeltweg zwei schwankende Gestalten so hart aufeinander, daß sie gleichzeitig ‚Pardon' sagten. Da die sonst üblichen Schimpfworte unterblieben, hielten sich beide für Ausländer. Und obschon das nur der eine war, so sprachen sie weiterhin hochdeutsch. Auch kamen sie gerade aus einem Stück von Schiller, in dem es sehr fein zugegangen war unter den Königen und Prinzessinnen. Das hatte abgefärbt; und die große Stimmung wurde beim folgenden Genusse einigen Alkohols abgründig bodenlos vertieft. Der Geist der Dichters wirkte ihnen in der Seele nach und kommentierte in erhabenen Zitaten den schmerzhaften Zusammenprall von Kopf und Schulter. Mit hemmungslos begeistertem Organ rief der eine:

Eng ist die Welt — und das Gehirn ist weit . . .

Und dabei drückte er die quellende Beule auf seiner Hirnschale zurecht.

. . . Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen

vollendete der andere seinen Schiller, indem er sich mit nicht minder trunkenem Pathos die angestoßene Schulter rieb.

Und beglückt ob ihrer musischen Uebereinstimmung deklamierten sie, in schwebendem Gleichton duettierend, durch die schwarze Nacht:

Mein Roderich . . . Mein Carlos . . . Arm in Arm mit dir!
Und jetzt noch eine Bitte: Nenn mich Du!

Und sie umarmten sich mit jambischem Gehaben, vor lauter Kognak, Schiller und Veltliner.

Magisch herbeigerufen durch seine herrlich hallende (wenn auch in diesem Falle etwas lallende) Rhetorik, erschien auf einmal statt der Polizei zu ihren Häuptern Friedrich Schiller und sprach:

Jetzt endlich hör' ich meinen Carlos wieder.
Im Schauspielhaus war's nur der Prosa Ton.
Vom Gott berauscht singt ihr der Verse Lieder;
Auf Eurer Bühne flog mein Geist davon.

Da im Lichte von Schillers ewiger Gloriole erkannten sich die taumelnden Pathetiker. Es war der Schauspieler Müller und der Kritiker Meier (Dr. phil.) Und sofort wurden sie unhöflich.

Meier (grob): Sie, Müller?

Müller (noch gröber): Sie, Meier?

Im Augenblick erlosch das leuchtende Idol ob ihren Hüten.

Meier (die Faust ballend): *So ist er endlich da, der Augenblick.* Sie ruinieren die Schönheit unserer Klassiker — mit Ihrem elendiglichen Prosa-Ton! *Warte nur balde!*

Müller (ausspuckend): Und Sie ruinieren die Wahrheit unserer Klassiker — mit der von Ihnen permanent geforderten Hohlrednerei unserer Urgroßväter. (Verächtlich): *Sonderbarer Schwärmer.*

Meier: Ja, mit Begeisterung will ich als Schwärmer gelten vor eurer schwarmlosen Sachlichkeit. (Für sich, mephistophelisch): *Ich bin des trock'nen Tons nun satt; muß wieder recht den Meier spielen!* (Wieder laut): Aber der Schiller persönlich hat's Ihnen jetzt gegeben, per Stimme von oben. Euch fehlt's an Schwung und Sturm und Drang. (Sich überschreiend): Euch fehlt's an Rausch!

Müller: Oho, ich bin wie *Ibykus des Gottes voll . . . Poesie, nichts weiter . . . Mein Gehirn treibt öfters wunderbare Blasen auf* . . . genau wie beim Don Carlos.

Meier: Ich blase auf Ihre privaten Räusche des Daseins. Wo ist da Geist im Sprit?

Müller (tiefsinnig): Sprit *ist ein ganz besondrer Saft.* (Mit erhobener Stimme, feierlich): Sprit ist mein Erlebnis.

Meier: Ha, Erlebnis im Straßengraben! Da redet ihr in Zungen. Aber auf der klassischen Bühne unterdrückt ihr den Schrei der Poesie. Da falschmünzert ihr das teure Gold der jambischen Musik ins billige Messing eurer saloppen Alltagsrede um. Eure Königinnen reden wie gekündigte Hausangestellte zu ihrer Herrschaft; und eure Könige wie Bankdirektoren zu ihren Tippfräuleins. Der königliche Escurial wird zum Kongreßhaus und der Hof Elisabeths zum Kramhof, zum Zentralhof oder Bahnhof.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Und euer Romeo beschwätzt die Julia als wär's ein Rendezvous nach Ladenschluß im Platzspitz.

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme . . .

O Milch statt Nektar, ungemischtem! O Bacchus und Gambrinus! Im Zeltweg deklamiert der Müller seine größten Töne. Aber in Schillers Aranjuez und Shakespeares Verona bleibt er brottrocken, klanglos, sanglos — nüchtern! O weh mir und Europa. Nie *naht ihr wieder, schwankende Gestalten.*

Müller: Sie werden etwas zu persönlich. Denn mit Europa haben Sie natürlich mich gemeint. Aber wir Künstler wollen nicht schwankenden Schwindel. Wir wollen Erlebnis, Wahrheit und Natur — im unverfälschten Sprit der Wirklichkeit. Wie also sag' ich's meinem Kinde, resp. Publikum? Im Ton des Lebens, nicht im hohlen Pathos.

Meier: Im Ton des Kinos bringen Sie Ihr ‚Leben'. Doch Pathos ist nicht hohl. Pathos ist Leiden. Pathos ist pathologische Steigerung der Leidenschaft. Pathos ist voll. Sternhagelvoll ist die im Dichtertaumel trunken lallende Seele. Doch nur dessen, der die hohe Wahrheit seiner Verse glaubt, die ihm der Genius einbläst. Bei Ihnen natürlich nur aus dem Souffleurkasten, nicht von oben. Sie Allzumenschlicher!

Müller (aufschluckend): Nichts Menschliches war mir je so fremd, daß es mir nicht schon passiert wäre. (Er lehnt sich an Meier, weil er ihn soeben für eine Laterne hält): *Nichts ist gewaltiger als der Mensch.*

Meier (empört): Ich bin keine Laterne, Sie! (er stößt ihn brüsk an das Gartengitter der ‚Individuellen Schule'). Ich weise es von mir, Ihren moralischen Halt zu bilden, wo's selbst die idealsten Jamben nicht vermögen.

Und wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei.

Klanglose Bestie, Sie. Ich bin kein Samariter des Leibes, sondern des Geischtes. Die höhere Wahrheit liegt nicht im Zeltweg unten — trotz Richard Wagners Erinnerungstafel am Hause vis-à-vis — oder in der Phototechnik der Wochenschau im Kino.

Es ist der Geischt, der sich den Körper baut.

Das klassisch Wahre lebt unwirklich in der Formenwelt des hohen Dichterstils — da oben! (Und Meier zeigt emphatisch auf das steile Giebeldach des Hauses Nr. 99, das er im Wahn für den Parnaß Apolls zu halten scheint.)

Müller: Ich bleibe unten, Herr. Mein Geist ist Erdgeist. In meinem Stil, in meinem höchstpersönlichen Erlebnis-Stil, im satten Dunstkreis meiner Ich-Natur!

Meier (Schillers verblichenen Genius durch wilde Gebärden und laut dröhnende Zitate vergeblich zur Wiederkehr herabbeschwörend):

Also Eure Natur, die erbärmliche trifft man . . .
Aber die große nur nicht — nicht die unendliche an.

Müller: Meine Natur ist so unendlich wie meine Einbildung, bitte.

Meier (weiter rollend in Hexametern):

O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Müller: Sie kennen meinen Akt nicht. Ich bin eine vollendete Kunstfigur. Ich treibe Gymnastik. Man könnte mich ausstellen, als das Ewig-Leibliche!

Meier (in ganzer Größe, wie ein Schillerdenkmal):

Woher nehmt Ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Müller: Sie schillern mir zu viel. Machen Sie keine Sprüche. Meine Natur ist mir Schicksal genug. Natur! Natur!! Das Ewig-Leibliche ergänzt das Ewig-Weibliche. So will's das bessere Publikum. Und was sagt Lessing? (Er lallt im großen Verston):

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur.
Wo Kunst sich in Natur verwandelt,
Da hat Natur mit Kunst gehandelt.

Meier (mit erhobenem Finger, wie immer, wenn er zur Belehrung anhebt): *Unsinn, du siegst!* Das ging doch nur gegen jene künstliche Kunst, als sie noch in Paris die alten Griechen mit Perücken und Reifröcken schmückten und Herkules ein Rosaschleifchen trug. Kosmetik statt dem Kosmos der Tragödie. Aber (und Meiers langer Finger hebt sich noch höher) was sagte Schiller zu seinem Goethe, als sie Voltaires ‚Mahomet' auf die Weimarer Bühne brachten — übrigens im Januar 1800, nachmittags 2 Uhr, merken Sie sich das unerläßliche Datum! — ja, was wollte ich sagen . . . respektive was wollte da der Schiller sagen? . . . Halt, ich hab's:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

So, jetzt haben Sie's und der Lessing.

Müller: Ich bin kein Schein, bitte. *Schein oder Nichtschein?* — kommt gar nicht in Frage. Ich bin ganz Natur, überhaupt nur Natur. Vollnatur. Bin Animal mit Leib und Seele. Mein König Philipp beispielsweise ist ganz genau ein Mensch — ein Mensch!!!!! wie ICH.

Meier (weinend): Da haben wir's ja eben. *Daran erkenn ich meine Pappenheimer.* Ihr Schiller heißt jetzt Müller. Marquis von Posa wird zum Marquis von Prosa. Und was in Phillipps Tragik schillert, wird von des Mimen Ton zer-müllert.

Müller: Das ist Verleumdung. Ich lerne den heiligen Text genau auswendig und ändere nicht ein Wort an Schillers hohem Drehbuch. Doch ich befreie es vom Versgeklingel im Geiste seiner eigenen Ur-Natur.

Meier: So nennt Ihr es Natur, wenn Ihr die unnatürlichsten Vokabeln der Poesie *in Eures Nichts durchbohrendem Gefühl* dem Ton des Alltags opfert? Wenn Ihr ‚Gestade' sagt, als ob Ihr ‚Strandbad' meintet. Wenn Ihr ‚Gefilde' hinwerft, als wär's das Tonhallareal. Wenn Ihr die ‚Tugend' zitiert, als ob's das heutzutag' noch gäbe! Wenn Ihr von der ‚Freiheit' erzählt, als wär's ein Markenartikel! Wenn ‚Schergen' und ‚Häscher', die Furien und sogar die ‚Nemesis' in Eurem Ton zu ‚Polizisten' werden! Und wenn ein ‚süßer Buhle' schlichthin schlechthin zum ‚Verhältnis' wird! . . . Ist das Natur? Und wenn im Schwung der klingenden Verse nicht eine einzige bessere Seele nach der gemeinen Wahrscheinlichkeit poetischer Rede fragen würde — so wird sie lediglich in Eurer fabelhaften Natur-Diktion zur unerträglich verstiegenen, gezierten, bornierten und frisierten Schönrednerei der Un-Natur!

Müller (nach kurzem Grübeln): Dann also ins Museum mit der Klassik — wenn wir dabei so brüllen müssen, wie Sie's eben taten. (Er greift sich in die Haare): *Gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens.*

Meier (wieder mit dem Finger): Das Museum des Dramas ist das Buch. Wie der Rembrandt in der Galerie, so lebt der Klassiker in heiliger Druckerschwärze und zwischen zwei geweihten Kartondeckeln in seiner Unsterblichkeit. Euch braucht er nicht im Tiefsten! Er klingt sich selber seine ewige Melodie. Nur dem inbrünstig sich Sehnenden und Geistesgläubigen wird das Papier zum Wort; und er nur wird das Wort zum Geist erwecken. Dann braust's in ihm mit hallender Musik! . . . Wenn aber Ihr's so weiter treibt mit Eurer Kinotechnik, so wird sich keiner mehr als unser Schiller freuen auf seinen endgültigen Abschied von der Bühne und seinen Heimgang in Reclams Universalbibliothek (pro Drama 50 Rappen) — wo seine Werke ungeniert «Dramatische Gedichte» heißen dürfen, so wie er's selber nannte. Und der Goethe und der Lessing und der alte Shakespeare freuen sich innig mit, schon weil sie sich nun künftighin das lästige Umdrehen im Grabe sparen können.

Müller (dumpf wie König Philipp): *Die Ruhe eines Kirchhofs.*

Meier: Die Ruhe Elysiums.

Müller (jäh aufschreiend, weil er die Existenzberechtigung seines Musentempels in Gefahr sieht): Zurück zur Bühne!

Meier (ekstatisch): Zurück zu Reclam!

Müller (immer Philipp zitierend): *Anders als sonst in Menschenköpfen, malt sich in diesem Kopf die Welt.*

Meier: . . . Sonst enden wir im Kino . . .

Müller (das Haupt schüttelnd wie jener im Escurial): *Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling zu Menschen sich verirrt?*

Meier: . . . Denn das Kino siegt durch seine zweihundertprozentige Natur! . . .

Müller (erbost): *Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.*

Meier (vom Don Carlos nun selber mitgerissen): Ich Knabe? *Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit! . . .*

Müller: *Nichtswürdiger Herold, niederträchtiger Bube!*

Meier: *Ich höre, Sir, wie niedrig Sie von Menschenwürde denken.*

Müller (schreiend, mit erhobener Faust, I. Teil): *Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!*

Meier (in höchster Wut den Stock schwingend): *Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch!!!*

(Meier und Müller reißen sich gegenseitig an den Ohren.)

«Bravo!» tönte plötzlich aus dem Dunkel eine dritte Stimme. Es war nicht wieder Schillers Genius, sondern der gutartige und beruhigende Baß des Regisseurs Müllermeier, der noch in Max Reinhardts Berliner Anfängen die Versenkung bedient hatte (natürlich die des Geistes). Er drängte seinen dicken Bauch mit entwaffnender Gemütlichkeit zwischen die pathetisch schreienden Kämpfer, teilte die Schlachtenreihen und rief: «Wahrlich, das ist Klassik! In der Wut gewinnen Sie das echte Pathos. Noch lebt der humanistische Geist des *Kampfs der Wagen und Gesänge. Gut gebrüllt!* meine Herren. Seit Kainz und Matkowsky hört' ich dergleichen nicht mehr. Aber lassen sie heut nacht im Zeltweg *die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen.* Verbinden Sie Ihre Wunden, seien Sie verbindlich. Sparen Sie die Kraft der Dämonie und übertragen Sie den großen Ton auf die tragische Szene unserer Schaubühne. Dort, bitte, regen Sie sich endlich einmal auf — und zwar in ihrer heutigen Natur-Rhetorik, die so vortrefflich Wut in Kunst verwandelt. Tragödie ist Aufregung. Und in der Aufregung wird immer laut gesprochen, sei's in der Ehe, sei's im Militär. So auch in der Tragödie, meine Herren. Leidenschaft brüllt nach Noten. Jamben sind Noten. Verse sind Vollgesang. Leise Leidenschaft — das gibt's nur ausnahmsweise in kichernden und flötenden Liebesszenen oder beim schleichenden Verrat . . . Doch, was sage ich Ihnen, die Sie ja beide Kenner sind. (Zu Müller): Temperieren Sie Ihre Natur! *Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.* Vom individuellen Müller bitte wieder empor zum ewigen Schiller! Exzelsior! (Zu Meier): Und Sie, mein Bester, Sie mäßigen bitte Ihre opernhaften Klang-Ansprüche vor dem Naturimpuls des edlen Mimen, der schließlich sein ‚Erlebnis' abzureagieren hat. Lassen Sie ihm sein Ewig-Leibliches mit Armen und Beinen. (Zu beiden): Denn in der Mitte liegt die ewige Wahrheit, meine Herren.

Drum soll der Meier mit dem Müller gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Auf zur heiligen Mitte, meine Herren! Ich hab's erlebt! Und er sprach mit leise verheißungsvoller Stimme: «Denn da spielten sie unlängst im Schauspielhaus die ‚Iphigenie'. Das Leben sang da seine erhabenste Melodie . . . Aus Schau-Spiel wurde Hör-Spiel . . . Und Goethe selber sprach durch den Mund der begeisteten Sprecher. Kein Klingelklang zuviel! Und doch:

Verbannt sind der Natur nachlässig rohe Töne.
Die Sprache selbst erhebet sich zum Lied.

. . . Ja, das eben wollte ich Ihnen noch sagen . . . Und nun, meine Herren, ins Bett! (Mit je einer Verbeugung): Ich sage ‚Herzlichen Gruß' (zu Meier) und ‚Ruhe Sanft!'» (zu Müller). — Und er verschwand mit Humanität.

Ernüchtert und beschämt standen Müller und Meier in der Finsternis, die ihre Verlegenheit verbarg. Sie waren ganz friedlich und diskret gestimmt. Warum auch sein Persönlichstes gleich an die große Glocke hängen? *‚Concordia soll ihr Name sein'*, murmelten sie fast unhörbar. Denn schließlich wollten sie beide ja nur der Künste Bestes. Und gleich dem Echo der versöhnenden Abschiedsgrüße des weisen Müllermeier sagte

Müller (mit leise vibrierendem Organ): Ruhe sanft, Herr Dr. Meier!

Und Meier erwiderte intim im Ton der Kammerspiele: Herzlichen Gruß!

Und dann, allein mit ihrer Seele redend, verschwanden sie im dunkeln Schlaf der Welt.

SKIZZEN AUS GRIECHENLAND

Der in Ascona lebende Maler *Albert Kohler* hat seit je die einfachen Menschen und alltäglichen Verrichtungen zum Gegenstand seiner Kunst genommen. Wenn er daher zu den frühesten in Ascona angesiedelten Malern gehört, so war es bei ihm nicht Weltmüdigkeit, die ihn in diese inzwischen Mode gewordene Ecke des Tessins trieb, sondern er suchte innerhalb unseres Landes jene einfachen Menschen und Dinge, die auch einen Gauguin nach Tahiti lockten. Mit ihnen wollte er leben und aus dem Rhythmus ihres Alltags — der Stunde des Wasserholens am Morgen und abends, der Arbeit auf dem Felde und in Haus und Hof und ihrer Feierstunden — seiner Kunst Nahrung geben. Und wo er dieses bäuerliche Leben noch in seinem großen und ruhigen Verlauf finden konnte, lag jeweils sein Reiseziel, wenn er Ascona auf einige Monate verließ. Vor Jahren weilte er allerdings auch einige Zeit in Paris, denn wenn er sich auch gerne als eine Art «primitiv» sieht, so beunruhigte ihn doch das problematische Kunstschaffen im Herzen der Welt, und er kehrte denn auch mit einer Reihe neuer Probleme kubistischer und surrealistischer Observanz zurück, die jedoch nur eine Phase seines zielbewußten Weges bildeten. Bald folgt er in Spanien und Italien wieder seinen einfachen Motiven, und vor drei Jahren zog es ihn nach Griechenland. Bis alle Hindernisse zur Abreise überwunden waren, wurde es Ende Juli und trotz der Warnungen von Bekannten, eine Griechenlandfahrt nicht im Hochsommer zu unternehmen, mochte Kohler die Reise nicht mehr verschieben, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, wenn die Früchte dieser Fahrt über Venedig—Brindisi nach Korfu, durch die Inselwelt der Zykladen bis Mykonos eher spärlich ausgefallen sind. Der Maler sollte es selbst erleben, was der griechische Sommer ist: «Alles vibriert im zartesten, durchsichtigsten Licht, nackt und deutlich stehen die Formen da, aber farblos: ein Land für Bildhauer, nicht für Maler. Nichts von italienischer Farbenfülle und Ueppigkeit, das Land ist arm. Sandfarben, aschfarben, staubig: so sieht Griechenland im Sommer aus. Nur das Meer hat eine Farbe: tiefblau.» So schildert er seine Eindrücke selbst. Er hat daher nur wenig

KLEINES KLOSTER IM MEER BEI KORFU. Aquarell von Albert Kohler aus der Ausstellung «Griechenland, von Schweizer Malern gesehen» in der Galerie Arnold, Zürich.

gemalt, jedoch in einer Reihe von Skizzenblättern Geschautes festgehalten. Man mag es ihnen bisweilen ansehen, daß der Stift unter sommerlicher Hitze etwas trägé über das Papier schlich, aber Kohler ist nicht Reporter, sondern ein Künstler, in dem alles gemächlich reifen will, und erst lange nach seiner Rückkehr legte sich über seine Bilder etwas von diesem hellen sommerlichen Glanze. Wenn auch Kohler «denselben blauen Himmel, das gleiche blendende, mörderische Sonnenlicht», die dürre und kahle Landschaft ohne Grün bald satt hatte, so überleuchtet doch die Erinnerung diese Fahrt als ein Erlebnis, das seiner Malerei neue Impulse gab und schon spricht er davon, das nächste Mal früher nach Griechenland fahren zu wollen, wobei er in sein Bündel dann bereits einige Erfahrungen mitpacken kann, die ihm auf seiner ersten Griechenlandfahrt noch fehlten.

kn.

Rückkehr zum einfachen Leben

Von Prof. Dr. C. G. Jung

Fortsetzung und Schluß von Seiten 6/7

Da ich an die Tugend und Tüchtigkeit des Schweizervolkes glaube, so bin ich überzeugt, daß es den absoluten Willen zu seiner nationalen Selbständigkeit hat und bereit ist, dafür auch die schwersten Opfer zu bringen. Uebrigens gehört der Gemeinschaftssinn in der Schweiz nicht zu den Dingen, die am wenigsten entwickelt wären und darum noch einer besondern Verstärkung bedürften. Vor allem bestehen bei uns nicht jene sozialen Gegensätze, welche in andern Ländern zwischen einer zusammenhängenden Oberschicht oder einer bestimmten Partei einerseits und einer anonymen Volksmenge andererseits die Staatsbürger voneinander trennen. Die Klassengegensätze sind bei uns in der Hauptsache vom Ausland stammende, geistige Infektionen. Wichtiger als den Gemeinschaftssinn künstlich in den Vordergrund zu schieben, schiene mir die Beantwortung der Frage nach dem Entwicklungszustand der Persönlichkeit, welche letztere ja der Träger des Gemeinschaftsgedankens ist. Ueber dem, Was einer tut, sollte nie vergessen werden, Wer etwas tut. Wenn lauter Minderwertige eine Gemeinschaft eingehen, so taugt auch das Ganze nichts, denn 100 Idioten zusammen geben noch keinen Gescheiten. Das allzu laute und vordringliche Predigen der Gemeinschaft läßt leicht den einzelnen vergessen, daß sein Beitrag an die Gesellschaft nichts mehr ist als seine eigene Nichtsnutzigkeit. Wenn ich einer Organisation von 100000 Mitgliedern oder gar von Millionen angehöre, so beweist das nicht im geringsten, daß ich etwas tauge. Und wenn ich mir auf diese Mitgliedschaft gar noch etwas einbilde, so häufe ich auf meinen Unwert noch die Illusion eines Mehrwertes. Da in der Masse, nach den Gesetzen der Massenpsychologie, auch der Beste an Wert und Bedeutung verliert, so ist es doppelt wichtig, daß einer in sicherem Besitze guter Qualitäten sei, um die Gemeinschaft, der er beitritt, nicht etwa zu schädigen. Anstatt allzuviel von Gemeinschaftssinn zu reden, ist es wohl wichtiger, an die geistige Reife und Verantwortlichkeit des einzelnen zu appellieren. Ist einer imstande, sich selbst verantwortlich zu führen, so ist er sich auch der Verpflichtung zur Gemeinschaft bewußt. Wir Schweizer glauben ja an Qualität; wenden wir darum auch diesen nationalen Glauben auf die Wertverbesserung des einzelnen an, bevor wir diesen Tropfen in den großen Topf der Gemeinschaft schütten! Selbsterkenntnis und Selbstkritik ist uns in der Schweiz vielleicht nötiger und für die Zukunft wichtiger, als die Zusammenkoppelung einer großen Herde von halb oder ganz Unverantwortlichen. Mit zusammengeschmiedeten und eisern disziplinierten Massen können wir in der Schweiz sowieso nichts anfangen. Dazu ist der Staat viel zu klein. Bei uns kommt es an auf die Tugend, Tapferkeit und Zähigkeit des einzelnen, der seiner selbst bewußt ist. Im Falle der äußersten Not muß ja doch schließlich jeder an seinem Platze seinen Mann stellen. Es ist schön, wenn man in der Not auf Helfer hoffen kann, aber Selbstvertrauen ist besser. Gemeinschaft ist nicht schlechthin etwas Gutes, denn sie gibt auch zahllosen Schwächlingen die beste Gelegenheit, sich hinter andere zu verkriechen und die Mitmenschen mit der eigenen Untauglichkeit zu belasten. Man erwartet allzugern von der Gemeinschaft, was der einzelne selber nicht fertig bringt, und man macht die Gemeinschaft verantwortlich, wenn der einzelne es an der notwendigen Pflichterfüllung hat fehlen lassen.

Obschon wir in der Schweiz unzweifelhaft einen nicht gering entwickelten Gemeinschaftssinn haben, so sind doch die «Gemeinschaften» meist kümmerliche Pflanzen. Sie wachsen auf einem steinigen Acker und sind von dornigen Hecken getrennt. Sie leiden samt und sonders am nationalschweizerischen Eigensinn und Mißtrauen. Wenn man sich — wie dies öfters der Fall ist — darüber ärgert, so beschimpft man diese nationalen Qualitäten als Laster. Von einer höheren Warte aus gesehen aber möchte man sie beinahe als Tugenden preisen. Es ist nämlich schlechterdings nicht abzusehen, welches Maß an politischer, geistiger und moralischer Unabhängigkeit von einer überwältigenden Umwelt wir diesen unangenehmen Eigenschaften verdanken. Glücklicherweise — müssen wir fast sagen — reichen sie mit ihren Wurzeln bis in die tiefsten Gründe jedes Schweizer Herzens. Man läßt sich nicht so leicht etwas angeben! Wie viele giftige Infektionen, wie viele Phantastereien haben wir — dank diesen Eigenschaften — im Laufe der Jahrhunderte vermieden! Daß wir dafür eine gelegentlich hundertjährige Stilverspätung haben, und daß es mit vielen Neuerungen oft verzweifelt harzt, ist der Preis, den wir für den Besitz so nützlicher nationaler Fehler bezahlen. Selbstbehauptung, als ein fundamentaler menschlicher Instinkt, ist, wie jeder Instinkt, weniger das Resultat einer idealistischen Haltung, als vielmehr das eines Temperamentes. Ein Instinkt aber ist nicht gesund, wenn seine Wurzeln nicht in dunkle Tiefen reichen.

Ich verspreche mir daher mehr vom schweizerischen Nationalcharakter als von einem künstlich gehobenen Gemeinschaftssinn, denn ersterer ist mehr der uns allen gemeinsamen Heimaterde verbunden, als ein Enthusiasmus, der mit den Wörtern, die ihn heraufbeschworen, wieder verflattert. Es ist gewiß schön, von einer allgemeinen Begeisterung getragen zu werden. Aber man kann nicht anhaltend begeistert sein. Begeisterung ist ein Ausnahmezustand. Unsere Wirklichkeit beruht auf tausend Gewöhnlichkeiten. Wie diese beschaffen sind, das gibt den Ausschlag. Wenn jeder Schweizer dafür sorgt, daß es ihm selber so gut wie möglich geht und sich in keinerlei Weise dafür begeistert, mit allen andern in schönster Volksgemeinschaft nichts zu haben, so ist dies zwar unromantisch, ja, schlimmer noch, egoistisch, aber es ist instinktmäßig und gesund. Der gesunde Mensch aber ist nicht notwendigerweise ein Quäler. Meist quält nur der Gequälte. Der Gesunde hat auch ein gewisses Maß an Güte, das man um so lieber verwendet, als man auf der anderen Seite sich doch nicht eines — wegen des sichtlichen Egoismus — allzuguten Gewissens erfreut. Man hat schließlich ein Bedürfnis nach Güte und möchte sich gelegentlich solche durch entsprechende Taten beweisen. Wenn aus dem bösen Eigennutz Gutes entsteht, so haben die beiden nun einmal vorhandenen Seiten menschlicher Natur gewirkt. Wenn man aber im Ueberschwang gleich mit dem Guten anfängt, dann steht der den Menschen im Tiefsten eingewurzelte Eigennutz unbefriedigt und grollend im Hintergrund und wartet nur seine Gelegenheit ab, um sich in schändlichster Weise zu rächen. Bei Gemeinschaft à tout prix fürchte ich die Schafherde, welche unfehlbar Wölfe anlockt. Die moralische Begabung der Menschheit ist dermaßen zweifelhaft, daß ein stabiler Zustand nur dann möglich erscheint, wenn jedes Schaf ein bißchen Wolf und jeder Wolf ein bißchen Schaf ist, d. h. in Ansehung der Wirklichkeit steht eine Gesellschaft desto sicherer, je mehr die unidealen Instinkte natürlicherweise das Gegensatzspiel von Gut und Böse einleiten können. Das Gute sowohl wie das Böse in Reinkultur ist übermenschliche Uebertreibung.

Der überall und stets vorhandene Eigennutz braucht natürlich nicht gepredigt zu werden, er soll aber auch nicht unnötigerweise verlästert werden, denn wenn der einzelne nicht gedeiht, gedeiht auch das Ganze nicht. Und wo der einzelne zu einem übernatürlichen Altruismus angehalten ist, erscheint der Eigennutz in unmenschlicher Form am Ganzen wieder — «in veränderter Gestalt, üb' ich grimmige Gewalt» —, denn Instinkte lassen sich nicht endgültig austreiben oder unterdrücken. Eine übermäßige Opferung der einzelnen zugunsten des Ganzen hat bei uns aber insofern keinen Sinn, als es uns, bei unserer Kleinheit, nicht vergönnt ist, den doch vorhandenen Eigennutz in nationaler Form, d. h. in der Eroberung fremder Länder, zur Geltung zu bringen.

In der nüchternen Skepsis gegenüber zeitbedingtem Propagandageschwätz, in instinktsicherer Naturnähe und in selbsterkennender Selbstbeschränkung sehe ich mehr Heil für unser Vaterland, als in aufgeregten Erneuerungsreden und hysterischen Neuorientierungsversuchen. Man wird nach einiger Zeit entdecken, daß in der Weltgeschichte nichts wirklich «Neues» passiert ist. Von einem wirklich Neuen könnte man erst dann sprechen, wenn einmal der unvorstellbare Fall einträte, daß Vernunft, Menschlichkeit und Liebe einen dauernden Sieg erringen würden.

Regula . . .

Haltung — nichts mehr und nichts weniger! — Daß sie eine der ursprünglichsten Schönheiten ist, bleibt ebensosehr eine Binsenwahrheit wie die Tatsache, daß viele Völker, namentlich südliche, ihre bewundernswerte königliche Körperhaltung dem vielen Tragen schwerer Lasten auf dem Kopf verdanken. Wenn wir dies nun wissen und wollen, und weil wir zudem spüren, daß zwischen unserer Haltung und unserem Lebensgefühl eine sehr enge wechselseitige Beziehung besteht, ist es doch nicht unbedingt notwendig, von nun an unsere Mappe oder den Kommissionenkorb auf dem Kopf nach Hause zu tragen. Auch ein paar Uebungen, die wir täglich morgens bei offenem Fenster ausführen, stärken die Rückenmuskeln und geben uns das so notwendige Gefühl der Vertikalen, des Geradestehens, Aufrechtgehens. So, als würden wir am Scheitel hinaufgezogen oder aufgehängt. Groß werden — wachsen! Herz und Lunge frei! Den Körper tragen; auf allen Spaziergängen, immer! Schultern nicht hochziehen, ganz natürlich zurücknehmen, so daß wir die Muskeln zwischen den Schulterblättern spüren. (Wichtig!) Kopf frei tragen. Gerade da oben, zwischen den Schulterblättern, nicht nur unten im Kreuz, brauchen wir Kraft für unsere schöne Haltung.

1

Sehr gerade auf den Knien sitzen. Kreuz einziehen. Kopf entspannt nach hinten fallen lassen. Arme seitlich ausstrecken, hochführen. Gefühl der Vertikalen, Blick, Intensität, alles ist nach oben gerichtet, Spannung. — Arme nach vorne sinken lassen, Entspannung, Kopf fällt auf die Brust. 20mal in kreisender fortlaufender Bewegung.

2

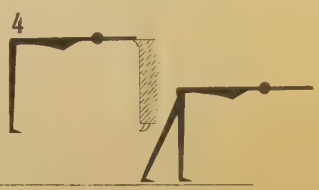
Flach auf dem Bauch liegend Füße unter ein schweres Möbel stecken (Kissen). Arme ausgestreckt. Oberkörper langsam so hoch als möglich heben. Arme bleiben neben dem Kopf. Langsam senken. 10mal sehr intensiv. — Arme seitlich, Körper heben, dann Arme kreisen (fliegen!). 10mal.

3

Knien und sich auf Hände stützen. Sie müssen ganz deutlich das Gefühl haben, daß Rücken und Kopf eine einzige gerade Linie bilden. Rücken zum Katzenbuckel biegen, Kopf hängen lassen. 20mal sehr intensiv.

4

Körper im Hüftgelenk waagrecht im rechten Winkel abbiegen. Hände in dieser Höhe unterstützen (auf Möbel, Fenstersims etc. auflegen). Kopf, Arme, Rücken bilden eine einzige Waagrechte. Beine gestreckt. Nun gehen Sie 10mal einige Schritte zurück, so daß die Hände von der Unterstützung frei werden und der Körper durch die Kraft der Muskeln in der gleichen Lage gehalten wird.



5

Einen Gegenstand auf dem Kopf (Buch etc.) mit den Händen leicht halten. Gehen Sie 10mal langsam in tiefe Kniebeuge, ohne daß der Gegenstand auf dem Kopf fallen möchte. Körper gerade halten und ganz bewußt die Hoch-Tief-Bewegung ausführen. Nicht vornüber einsinken.

6

Mit dem Rücken der Wand zugekehrt stehen, ½ Schritt von dieser entfernt, mit vollständig gestreckten Knien und geschlossenen Beinen. Arme hoch. Sich im Oberkörper rückwärts beugen (nicht im Kreuz!), bis Sie mit den Handflächen die Wand berühren. Kopf geht locker mit, nicht verkrampfen. Ruhiges, gleichmäßiges Atmen nicht vergessen. 10mal.

7

Mit einer Vase voll Wasser auf dem Kopf gehen Sie einige Schritte vor- und rückwärts, sehr gehalten, sehr aufrecht und «stolz». Die Vase mit den Händen in leichter, weicher Geste halten. Wasser darf nicht ausschwippen.

8

Schwung im ganzen Körper hoch-tief. Bewußte Betonung der Vertikalen: tief ausholen, sehr hoch hinauf strecken, 20mal. Verbinden Sie dieses ausgesprochene Training für die Rückenmuskeln mit einigen Bauchmuskel- oder Hüpfübungen (Springseil!).

WAS FRAUEN KAUM KÖNNEN

Frauen können Auto und Avion lenken und im Fallschirm niederschweben. Frauen können auf allen vieren steilste Wände hinaufklettern — nicht die häuslichen, die man manchmal aus Wut hochgehen möchte, sondern die Felswände draußen und nur aus Sport. Frauen können freihändig radfahren; einen Mann im Tennis schlagen; einen Mann ohne Tennis schlagen; einen Mann überschwimmen, überreden, überzeugen, wider seine Ueberzeugung zu einer Tat bestimmen, zu einer Heirat, ja sogar zu einem Einkauf! Frauen können kranke Männer kurieren, gesunde wieder hilfs- und kurbedürftig machen, aber bitte nur, um sie dann wieder gesundzupflegen! Frauen können vor Gericht plädieren, physikalische, chemische, technische Wunder vollbringen, sich für das Recht eines Mannes ereifern; ja, es soll sogar Frauen geben, die ein eignes Unrecht zuzugeben vermögen! Frauen können stricken, sticken, flechten, fechten, malen, schreiben, komponieren, kritisieren — ja, was können denn Frauen nicht?

Frauen können kaum: 1. Landkarten lesen; 2. Fahrpläne entziffern; 3. von einem fahrenden Tram richtig abspringen; 4. aus dem Gedächtnis die Zeit erraten; 5. eine halbe Stunde vor Theater-Beginn angezogen und ausgehfertig sein; 6. die Tube mit Zahnpasta an der richtigen Stelle eindrücken; 7. eine Zeitung richtig zusammenfalten; 8. das Lesezeichen in einem Buch respektieren, das der Mann gleichzeitig liest.

Warum nicht? Versuchen wir die Deutung! Frauen fehlt es am Abstraktionsvermögen: sie vermögen nicht Abgezogenheiten zu verstehn, so sehr sind sie auf das Sichtbare und Anschauliche eingestellt. Frauen sind naturnahe, naturnächste Geschöpfe. Sie finden sich leicht in der Natur zurecht — aber deren geometrischer Abzug auf einem Stück Papier leuchtet ihnen nicht völlig ein. Sie vermögen sich nicht leicht nach einer Landkarte zu orientieren, da deren Sichtbares nur aus Zeichen besteht. Das gleiche gilt für den Fahrplan, weil die Stationen und Zeiten der Züge nicht mit der Hand zu fassen sind. Man müßte daher für die fahrenden Frauen eine Art plastischen Fahrplans erfinden. Zum Glück . . . fahren Frauen nur selten allein.

Frauen haben kein Zeitgefühl, weil die Zeit ebenfalls ein Abstraktum ist, nicht mit Hand und Augen zu fassen (während der Raum doch sichtbar bleibt). Daher leben die Frauen — oft — zeitlos dahin wie die Blumen, die zwar den Gezeiten unterworfen sind, aber nur nach der Sonne, nicht nach der Uhr leben. Frauen haben auch keinen rechten Sinn für den Fluß der Zeit, für ihr stetiges Dahingleiten, und daher kommt es, daß ihnen «unter der Hand» Stunden entfliehen, die sie Minuten wähnten. «Gott, schon sooo spät . . .?» das hört man alle Tage. Die Zeit geht rascher, als die Frau mitgehen möchte — wen wundert das? Und welches Glück, daß die Frauen nicht mit der Zeit gehen! So bleiben sie möglichst lange hinter der unerbittlichen Uhr zurück und sind noch immer unter dreißig, während wir schon über vierzig sind.

Der Mann faßt eine Tube mit Paste am unteren Ende an; dort muß gedrückt werden, von unten her die Tube geleert werden. Frauen drücken immer oben. Immer. Warum erst bis nach unten gehen, wenn man doch oben dem Ziel näher ist? Warum überhaupt unten drücken, wenn doch oben die Paste quellen muß? Frauen fehlt es manchmal an logischer Phantasie. Sie drücken, wo es sie schmerzt — sie drücken, wo es sie freuen würde. Unmittelbar dort.

Warum soll man denn eine Zeitung richtig zusammenfalten? Eine Zeitung fängt doch überall an und nimmt kein Ende. Der Mann ist anderer Ansicht. Der Mann ist eben ein Pedant, ein Ueberschätzer gedruckten Zeugs, und überhaupt macht er viel zu viel Umstände und Lärm um nichts . . . Wo eine Frau anfängt, dort ist eben der Anfang; wohin sie den Finger legt, dort ist oben. Eine Frau könnte die Zeitung verkehrt halten und wüßte doch mehr von dem, was drinnen steht. Denn während sie liest, hört sie mit ihren verfeinerten Sinneswerkzeugen zu, was die andern am Tisch reden. Und vom Hörensagen erfährt man ja immer mehr . . .

Eine Zeitung ist kein Buch, aber auch da ist es im Grunde egal, wo man anfängt. Frauen lesen selten der Reihe nach, Zeile für Zeile. Sie, die vom Tram nicht springen können, überspringen da und dort, sie lesen zwischendurch mal den Schluß, damit sie gleich wissen, wie es ausgeht; und wenn sie der Ausgang befriedigt, kehren sie zur Mitte zurück. Ein Lesezeichen ist darum sinnlos — es wäre denn, man benützte es selbst. Und da nimmt man eben das Lesezeichen, das ohnehin schon im Buch steckt, und markiert damit die Stelle, wo man selber stehenblieb. Das hat auch noch den Vorteil, daß man, falls der Mann das Zeichen wieder zum eigenen Gebrauch heranzieht, ihm a) Vorwürfe machen kann, daß er immer nur an sich denkt; b) daß man gar nicht weiterlesen muß und gleich ein neues Buch anfängt, in der Mitte anfängt.

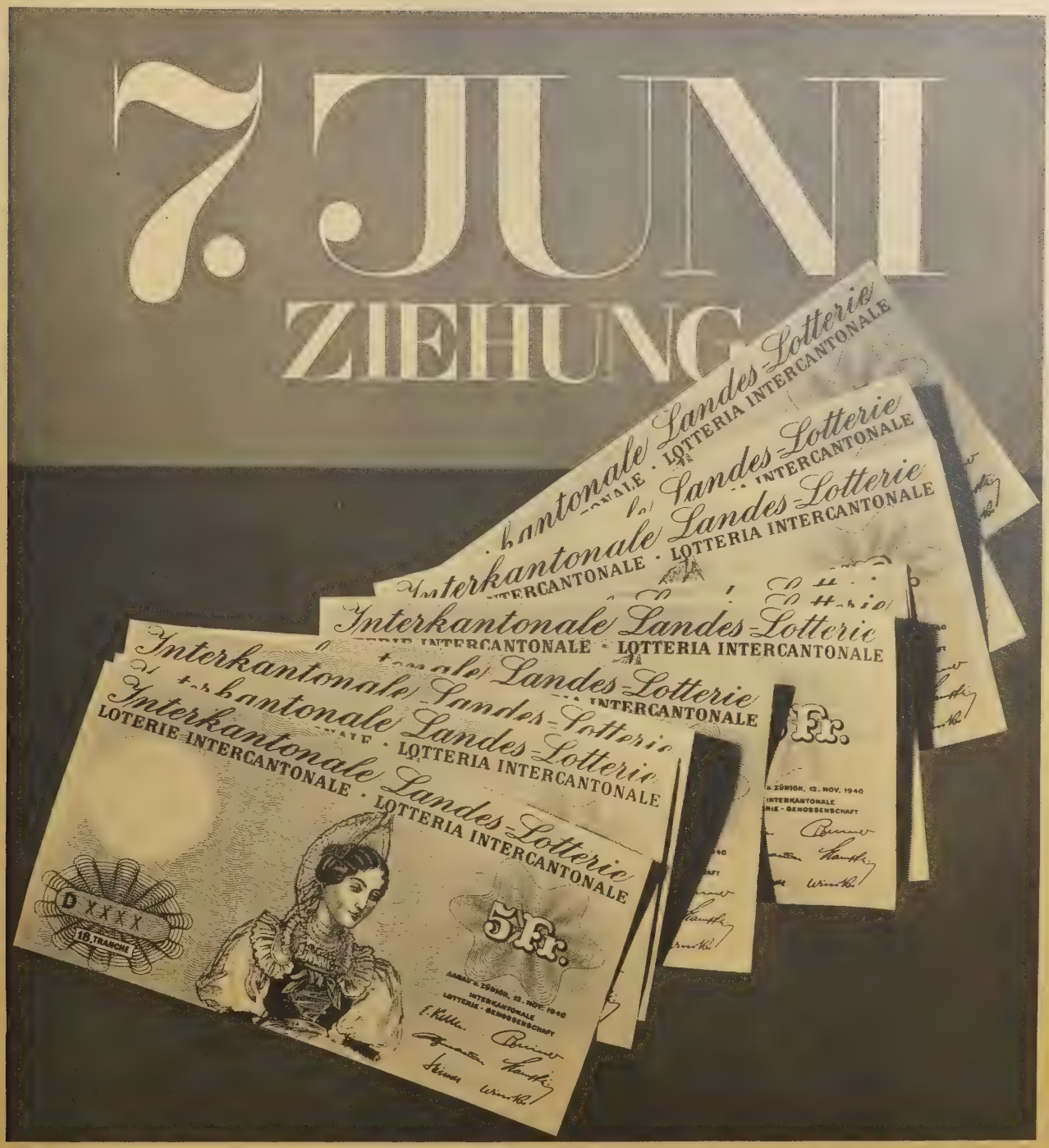
Dies alles also können Frauen — zumeist — nicht, oder kaum, oder unvollkommen. Aber sie können dafür tausend guter und süßer Dinge, in denen der Herr der Schöpfung ein lächerlicher Stümper ist. *Vivo.*

VERTONTER MOLIÈRE

Am 14. März brachte das Stadttheater in Zürich die Erstaufführung der Oper «Tartuffe» von Hans Haug in einer sorgfältigen und besonders lebendigen Darstellung heraus. Vor der gipsweißen Wand des Barocksaales bewegten sich in reizvoll abgestuften Farben die klargezeichneten Personen der bekannten Komödie von Molière. Der Text ist vom Komponisten geschickt nach der deutschen Uebersetzung von Baudissin von fünf in zwei Akte verkürzt worden und durch ein heiterliebenswürdiges Zwischenspiel bis zum ersten Erscheinen des Titelhelden verbunden. Das gesellschaftskritische Schauspiel gibt das klassisch solide Gerüst, in das sich eine echt frohmütige, einfallgenährte Musik einbaut, deren Spielfreudigkeit durch eine immer vorwärtstreibende, teils raffinierte Instrumentation gesteigert wird. Der durchwegs rational verlaufende Dialog mit seinen literarischen Zuspitzungen, der fast dreihundert Jahre zurückliegt, mußte vor der Vertonung zu gründlichen Erwägungen der Stilfrage führen. Die Standpunktswahl hätte auf eine Stilanlehnung an die Tonsprache von Couperin oder Lulli, den Zeitgenossen des Dichters, fallen können, etwa mit Einsatz eines vornehm bürgerlichen Balletts. Wenn Haug nicht dem Beispiel Strauß-Hofmannstal nacheiferte, die im «Bürger als Edelmann» (der einzig vorlaufenden Molièreoper) die Straffheit des Textes zu spezifischem Ausmusizieren lockerten, hatte er seine Gründe. Daß aber Molière nach Musik verlangt, erblicken wir bereits in der Tatsache, daß er selbst in seine eignen Stücke Intermezzi, Serenaden, Couplets grotesker Art und Ballette einschob. Haug hat sein eigenes Darstellungsprinzip. Zwischen der scharfen Bewußtseinslage der Wortbandlung, die aus den Charakteren entspringt und den schnell wechselnden Affektzeichnungen des Orchesters, halten die Stimmen die überzeugend beherrschte Mitte. Sie tragen die Handlung. Die Stimmen bilden aus Arietten, Koloraturspritzerchen, Seccorezitativen, lyrisch aufkeimenden Höhen eine mitreißende Welle von Rhythmen, ohne gesprochenes Wort, ohne Gesangsmonolog, mit schwirrenden kleinen Chören. Dieser Parlandofluß läßt auch den klugen Praktiker erkennen, denn man versteht tatsächlich jedes gesungene Wort.

Nicht opera buffa, wie manche Kritiker meinten, wenn auch solche Züge mitlaufen, sondern realistisch-historische Oper. Man muß nicht immer nach Werkformen suchen, die nach rückwärts deuten, sondern den neuen Entwicklungswillen zu begreifen suchen. Ohne das Hineinmarschieren des stimmungsmäßig ausgedehnten Abenteuerlichen in den Alltag ist eine opera buffa nicht wohl denkbar, und hier konzentriert sich dieses Element allein auf den idealen Heuchler Tartuffe selbst, der den Druck seiner kriminellen Vergangenheit durch die Maske der Frömmigkeit ausgleicht und seinen hemmungslosen Ansprüchen in die Falle der bürgerlichen Eheverteidigung folgt. Das ist ein sozialer Charakterkonflikt. Bleibt die Liebeshandlung bei Mozart (Don Juan ausgenommen) fast immer im spannenden Liebeskampf reiner Genuß, so erfolgt hier die pathetische Trübung erst durch die Rache des in seinem begehrlichen Stolz tief verletzten Tartuffe. Hier wächst seine Eroberungslust ins Dämonische und die Szenen der Erniedrigung, der Drohung besonders hat Haug zu ergreifenden dramatischen Brennpunkten gestaltet.

Die musikalischen Affekte decken sich meistens unmittelbar mit dem Wort oder stehen im dialektischen Gegensatz der Ironie. Unvergeßlich das Ostinato der Bläser, den in seiner Wut erstarrten Tartuffe zeichnend oder die falsche Höflichkeit im Orchester zu den sachlich erschreckenden Mitteilungen des Gerichtsdieners. Wie wir sehen, erscheinen hier keine irrationalen Momente, und daher wäre ein Suchen oder Vermissen romantischer «Tiefe» oder mystischen Sagens von Dingen, die nur absolute Musik ausdrückt, falsch. Das tragikomische Element, das den Schatten in den großbürgerlichen Frieden warf, wird am Schluß durch ein gerechtes Dekret des Königs aufgelöst, und das happy end der geretteten Ehe leuchtet freundlich ins Ende. Weiter spricht für den erfolgreichen Stil Haugs die Feststellung, daß zur Zeit Molières die ganze Aesthetik der Tonkunst auf das «plaisir physique» ausging.

Tartuffe ist eine Oper der offenen Sinne, der bewußten Vernunft und eines mitlaufenden Tanzes von lustig karikierendem Witz und feiner Ironie. Gibt es zunächst bessere Heilmittel für Atemauffrischung in unserer heroischen Zeit nach Feierabend? Vor der Schlußrampe versammeln sich die Sänger zu einem fugierten Meistersätzchen mit der hingeschmetterten Warnung an sich bedroht glaubende Ehemänner und zielende Tartuffe. Denn es gibt Tartuffe aller ideologischen Fahnen, die uns feierlich machen und blind. Im alten Frankreich nannte man die großen dîners, die heute so heftigen Einfluß in den Staatsaffären haben, «dîners des tartuffes.» *Hs. Gz.*

Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Lose Fr. 50.—, mit einem sicheren Treffer und 10 weiteren Gewinnchancen, erhältlich bei allen mit dem Roten Kleeblatt-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und Banken, sowie im Offiz. Lotteriebüro, Nüschelerstraße 45, Zürich, Telephon 3 76 70. **Losbestellungen** (Losbetrag zuzüglich 40 Rp. Porto und 30 Rp. für die Ziehungsliste) **auf Postcheckkonto VIII 27600.**

INTERKANTONALE

Landes-Lotterie

für wohltätige und gemeinnützige Zwecke, Arbeitsbeschaffung und Soldatenfürsorge

Ein Buch von Schweizer Eigenart

Der letzte Großvater

oder

Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz

Eine Geschichte von BERNHARD DIEBOLD

In Ganzleinen gebunden

mit mehrfarbigem Schutzumschlag Fr. 9.40

Aus einer Besprechung von E.K. in der Neuen Zürcher Zeitung: «Die erzählerische Mitteilungsfülle Bernhard Diebolds ist erstaunlich... Hier gibt es köstliche Ueberraschungen, und hier versteht Diebold, witzig und erfinderisch zu kurzweilen. Er kommt dem Leser auf alle Arten entgegen, durch den Wechsel der Spielflächen, dem Gegensatz vom Zeltweg und der Grossstadt, vom wackeren Handwerk und einer alles zerredenden, künstlerisch sich gebärdenden Welt. Wer lange Auslandschweizer war wie Diebold, sieht, zurückgekehrt, vielleicht Merkmale des Strukturwechsels in der Stadt seiner Jugend besser als die Daheimgebliebenen. So liegt ihm daran, seinen jungen Schweizern einen weltoffenen Sinn mitzugeben...»

Dieses Buch ist durch jede Buchhandlung zu beziehen

MORGARTEN-VERLAG AG / ZÜRICH

Les Parfums Astrales correspondant au Zodiaque

Agent général pour la Suisse
R. BALDIN
Rue de Bourg 6, Lausanne

se trouvent:

Zurich	Parfumerie Schindler, Bahnhofstr. 90
Davos	Parfumerie Wäsch, Davos-Platz
Locarno	Angeli-Bussi, A la belle Venice
Lugano	Parfumerie Venturi, Via Nassa
Bellinzona	Parfumerie C. Oberacker
Berne	Parfumerie Schœnauer, Marktgasse 55
St-Gall	Parfumerie Kinkelin, Neugasse 48
Baden	Parfumerie Besançon, Badegasse
Thoune	Parfumerie Duchilio, Bahnhofstrasse
Bienne	Parfumerie F. Tièche, Bahnhofstrasse
La Chaux-de-Fonds	Parfumerie Dumont Av. Léopold Robert
Delémont	Parfumerie Eckert, Rue du Mont
Yverdon	Pharmacie Perret, Rue du Lac 42
Montreux	Parfumerie Dischler, Palace
Vevey	Parfumerie Burkart & Cie, Rue du Lac

KÖNNEN SIE LOGISCH DENKEN?

Um ein Menschenleben

In einem jüngst erschienenen amerikanischen Werk, das sich zum Ziel setzt, nachzuweisen, mit welcher Genauigkeit selbst die geringfügigsten Einzelheiten einer Zeugenaussage nachgeprüft werden müssen, ist unter der Fülle von Beispielen nachstehendes besonders bemerkenswert:

In einem Vorort Chicagos war an einem Wintertag die Besitzerin einer Villa ermordet worden. Die Bluttat fand in dem im Erdgeschoß der Villa gelegenen Salon statt. Der Täter hatte sich eines Schüreisens bedient, das er vor dem Kamin diese Raumes gefunden hatte.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß eine Frau Augenzeugin der Tat war. Sie alarmierte sofort die Polizei, und dank ihrer Mitteilungen gelang es überraschend schnell, des Verbrechers — es handelte sich um zwei Eisenbahnbeamte in Uniform — habhaft zu werden.

Vor Gericht sagte diese Kronzeugin, eine junge, kluge Modellzeichnerin, die ihre Angaben mit bemerkenswerter Klarheit und Präzision machte, im wesentlichen folgendes aus:

Die dem Mordhaus gegenüber gelegene Villa gehöre ihren Eltern, sei aber nur im Sommer bewohnt. Am Mordtag habe sie sich nur zufällig hinbegeben, um einige Sachen zu holen. Nachdem dies geschehen war, habe sie das Haustor abgeschlossen und sei die Treppen der Terrasse, die dem Eingang vorgelagert ist, herabgelaufen, bestrebt, möglichst schnell heimzukehren.

In diesem Augenblick hörte sie einen markerschütternden Schrei. Aufblickend, sah sie durch einen offenen Fensterladen der nur wenige Schritte entfernt liegenden Nachbarvilla — wobei es ihr schien, als habe der Sturm erst in diesem Moment den Fensterladen aufgerissen —, wie ein Mann in Uniform mit einem stockähnlichen Gegenstand auf den Kopf einer Frau einschlug. Ein zweiter Mann, dessen Gesicht sie ebensowenig sehen konnte, wie das des ersten, bemühte sich, den Mörder zurückzureißen und so den furchtbaren Schlag zu verhindern. Von Entsetzen gepeitscht, habe sie gellend um Hilfe gerufen und sei dann, so schnell sie ihre Beine tragen konnten, aus der abgelegenen Gegend zur Polizei gelaufen.

Die beiden Angeklagten waren im Prinzip geständig. Sie hatten eine Erpressung versucht, und als diese gescheitert war, habe einer von ihnen, aus Angst vor einer Anzeige, die Mordtat verübt.

Aber welcher von den beiden? Jeder der beiden erklärte, der andere sei der Täter, und er habe sie mit aller Kraft zu vereiteln versucht.

Nach Einzelheiten befragt, machte die Zeugin u. a. eine besonders wesentliche Bekundung:

Der tödliche Schlag sei vom Täter mit dem linken Arm ausgeführt worden. Das habe sie so genau gesehen, daß ein Zweifel völlig ausgeschlossen sei. Als geschulte Zeichnerin sei sie ihrer Beobachtung völlig sicher.

Dieser präzisen Bekundung kam um so entscheidendere Bedeutung zu, als tatsächlich einer der beiden Angeklagten Linkshänder war.

Sein Schicksal schien besiegelt. Da erwirkte sein Verteidiger eine nochmalige Nachkonstruktion des Mordes am Tatort.

Als sie stattfand, fragte der Verteidiger die Zeugin plötzlich ganz aufgeregt: «Sind Sie sicher, daß Sie die Treppe nicht bereits verlassen hatten, als Sie den Mord sahen?»

«Ich glaube...», wollte sie, zum erstenmal zögernd, weiterfahren, als sie der Verteidiger schnell unterbrach: «Um Gottes willen! Sprechen Sie jetzt nicht, ehe Sie genau nachgedacht haben! Von dem, was Sie jetzt sagen, hängt ein Menschenleben ab!» — Warum?

Ein Stoff für Wallace

In den englischen Zeitungen war vor einigen Monaten ein fesselnder Bericht über einen Mordfall zu lesen, der in jeder Beziehung an die in Kriminalromanen so typisch gewordenen Schauplätze und Begleitumstände erinnerte, daß dies nicht nur den Berichterstattern, sondern selbst dem Coroner auffiel.

Ein Villenbesitzer hatte zahlreiche Wochenendgäste zu sich eingeladen.

Nach dem Abendessen hatte man gemeinsam in der im Erdgeschoß gelegenen Halle gesessen, rauchend, musizierend und plaudernd.

Gegen 11 Uhr hatte sich die Hausfrau, die Kopfschmerzen hatte, in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, ein Raum im zweiten Stockwerk, den nur sie und ihr Gatte bewohnten.

Mit Ausnahme des Hausherrn, der im Gespräch mit einem Freunde noch einige Stunden in der Halle blieb, folgten alle dem Beispiel der Hausfrau und suchten ihre Zimmer auf.

Am nächsten Morgen wurde die Hausfrau vom Diener, der ihr den Tee brachte, ermordet aufgefunden. Vor ihrem Toilettetisch sitzend, war sie von rückwärts erstochen worden.

Als der Mord bekannt wurde, meldete sich der Villennachbar, ein Geistlicher, und erklärte, er habe noch spät in seinem Garten spazieren gehend, einen schrillen, wie in der Angst von einer Frau ausgestoßenen Schrei gehört. Da sich dann aber nichts mehr regte, habe er dem Vorfall keine weitere Bedeutung beigemessen. Zufällig habe er unmittelbar darnach auf die Uhr gesehen. Es war 11 Uhr 42.

Auch andern Umständen Rechnung tragend, wurde als erwiesen angesehen, daß der Mord um diese Zeit vollbracht worden war.

Der Hauptverdacht fiel auf eine Sängerin, die früher Beziehungen zum Hausherrn unterhalten hatte. Wahrscheinliches Motiv: Eifersucht und Rache.

Sie leugnete energisch und sagte aus: Sie habe, wie alle, ihr Zimmer aufgesucht, das sich im ersten Stock, direkt unter dem Mordzimmer, befand. Dort habe sie zunächst etwa eine halbe Stunde gelesen, sich dann etwa 10 Minuten mit dem Radio beschäftigt, sich hierauf entkleidet, habe schließlich ihr Zimmer auf einige Minuten aus naheliegenden Gründen verlassen und sich gleich nach ihrer Rückkehr niedergelegt. ~~Das~~ kurze Verlassen des Raumes habe zwischen 11 Uhr 50 und 11 Uhr 55 stattgefunden, das wisse sie ganz genau, da sie bei der Rückkehr auf ihre genaugehende Uhr gesehen habe. Den Aufschrei habe sie, wohl weil sie um diese Zeit am Radio drehte, nicht gehört.

Ihr Zimmernachbar, ein über jeden Zweifel erhabener Gutsbesitzer, sagte aus: In sein Zimmer zurückgekehrt, habe er sich sogleich zu Bett gelegt und sei sogleich eingeschlafen. Plötzlich sei er durch das Radiogeräusch geweckt worden. Er habe dieses Herumdrehen am Radio mitten in der Nacht als Rücksichtslosigkeit empfunden. Glücklicherweise habe es nur etwa 10 Minuten gedauert. Hierauf habe er gehört, wie seine Nachbarin ihr Zimmer verließ und wenige Minuten darauf zurückkehrte. Wann das alles gewesen sei, könne er nicht sagen, da er bereits geschlafen hätte.

Unter diesen Umständen spielte eine Zeitdifferenz von wenigen, ja unter Umständen beinahe von 1—2 Minuten, eine ganz entscheidende Rolle.

Wonach fragte sie der die Untersuchung Führende zunächst auf das genaueste aus?

Und was prüfte er auf Grund ihrer Aussage sogleich nach?

Auflösungen Seite 61

PROFIL UND SCHRIFTZÜGE MACCHIAVELLIS

Fortsetzung und Schluß von Seite 23

Schon diese paar Angaben zeigen, daß Macchiavelli die Tat analytisch bejaht. Er ist Theoretiker und noch mehr gesinnungsmäßiger Fanatiker des Angriffs, er greift aber nicht selber an, sondern verhält sich dabei als gieriger Beobachter, nicht als Täter, sondern als Schlürfer von Eindrücken. — «Der Fürst» scheint also sein Wunschtraum von Kraft, von Grundvitalität, deren er selbst entbehrt. Aber dieses betrachtete Bild ist nur ein Bild — und nur ein Bild. Es kann ja mehr die Auffassung des Malers von Macchiavelli wiedergeben, als diesen selbst; mehr Deutung, mehr Interpretation sein — als wirklicher Bericht. Aber wir haben authentische Schriftproben von ihm: Hier ein amtliches und ein rasch hingeworfenes Schreiben aus demselben Zeitabschnitt. Zwei Menschen — wenigstens scheinbar. Unten die ruhige Kalligraphie des Staatsmannes, der für jedes Wort haftet; er spricht im Namen seiner Behörde, der dieci di libertà, diplomatisch, sehr klar, aber mit undurchsichtigem Hintersinn, man beachte die Fußangeln, dabei einschmeichelnd, verbindlich in der Form, mit magistraler, aber gedämpfter Selbstgefälligkeit, gedämpft aristokratisch. Ein Unterton von geistigem Ernst, Hinweis auf die Verantwortung in der Republik. Vibrierend von innerer Unrast, aber in der Haltung ausgewogen, zurückhaltend.

Oben Macchiavellis wirkliches Temperament: starr — geschmeidig, rasch, mit dem Lasso fesselnd, in Klammerformen schematisch zusammenfassend, intellektuell — dynamisch, in der Gesamtbewegung aber oft plötzlich starr. Dazu geschliffen, ausweichend, hartnäckig, eigensinnig zäh, aber unverträglich, im täglichen Leben (Bindungsform) oft durchaus unangepaßt. Vorliebe für Willkür und Pracht, dazwischen trocken, dann wieder verletzend scharf. — Das Porträt traf also doch den wirklichen Mann, seine Hintergründe und Abgründe so gut — wie seine Persona, seine öffentliche Figur und Erscheinung. Die großen Wortabstände sprechen für Besonnenheit, die Steillage und die eigentümliche Bindungsform für Berechnung. Auch hier begegnet uns wieder dieselbe Vitalschwäche im schwankend starken und oft mangelhaften Schreibdruck des Gänsekiels.— Die Unterschrift deckt sich nach allen Seiten und krallt sich links und rechts fest — ohne sich doch von der Stelle zu rühren. Im ganzen zeigt die Schrift das unruhige Selbstwertgefühl eines Mannes, dem die Selbstverwirklichung versagt ist. Die Ungeduld des Unerfüllbaren.

Das Buch vom Fürsten ist also das Wunschbild seines Verfassers.

—

AUFLÖSUNGEN VON SEITE 60

Der Verteidiger des Linkshänders entdeckte, daß die Zeugin, wenn sie bereits auf der Straße stand, den Vorgang auch in einem Spiegel gesehen haben konnte, der aus einer rechtshändigen Bewegung eine linkshändige macht. Stand sie dagegen auf der Treppe, also höher, so schaltete diese Möglichkeit aus.

Die Sängerin hatte erklärt, sie habe in der kritischen Zeit etwa 10 Minuten am Radio herumgedreht. Die Frage, was sie am Radio gehört und vor allem, was sie zuletzt gehört habe, lieferte eine hinsichtlich der Zeitbestimmung beinahe bis auf die Sekunde nachprüfbare Unterlage.

Es muß etwas Köstliches sein

nach dem sich diese Kleine streckt! Ja, sie liebt Kolynos über alles mit seinem angenehmen, erfrischenden Geschmack. Wie leicht gewöhnen Sie deshalb Ihre Kinder zum Zähne putzen gerade mit Kolynos.
Diese wissenschaftliche, keimtötende Zahnpasta verleiht nicht nur den Zähnen herrlichen Glanz, sondern zerstört auch die gefährlichen Bakterien, welcher Gefahr Kinder in den Entwicklungsjahren ständig ausgesetzt sind.

1 cm auf trockener Bürste genügt.

Doetsch, Grether & Cie. A.G., Basel

KOLYNOS
die sparsame
ZAHNPASTA

Auch in runder Form mit feinstem Sumatra- oder Brasil-Deckblatt im Verkauf

MENSCH UND KOSMOS

Ein Zwiegespräch

«Machen Sie sich bitte nicht lächerlich. Ich lasse mich prinzipiell nicht in eine Diskussion über Dinge ein, die irgendwie mit Astrologie zusammenhängen. Oder glauben Sie etwa, daß der gebildete Leser heute immer wieder danach verlangt, am ‚Horoskop der Woche' über das Absurde astrologischer Praktiken aufgeklärt zu werden?»

«Gewiß nicht. Ich gebe Ihnen gerne recht. Das alte Märchen vom Schicksal aus den Sternen paßt schlecht in unsere gegenwärtige aufgeklärte, fortschrittliche Zeit. Die strahlenden Kräfte des Kosmos wollen sicherlich auch uns modernen Menschen mehr besagen, als nur billige Rezepte dafür, wann wir uns die Haare schneiden, unsere Liebeskorrespondenz erledigen, oder den soeben mit zähem Fleiß angelegten kleinen Garten düngen dürfen.»

«Ja, dann ist unsere Diskussion eigentlich überflüssig. Sie erkennen selbst die Haltlosigkeit des astrologischen Denkens?»

«Ja und nein. Jede Sache läßt sich von zwei Seiten betrachten. Da haben wir es auf der einen Seite mit antiken astrologischen Auffassungen zu tun, die gerade heute wieder einmal sehr einseitig vertreten werden, um . . .»

«Dumme zu fangen, meinen Sie doch, nicht wahr?»

«Keineswegs, um Dinge zu erklären, die auch unserer sehr fortschrittlichen Wissenschaft noch verborgen sind. Irgendwie folgt des Menschen Drang undeutlichen Spuren. Das Ungeklärte soll geklärt, das Unsichtbare sichtbar gestaltet werden. Vor allem aber suchen doch wir alle nach einer klaren Antwort auf die ewig quälenden Fragen des Wieso und Warum. Auch die Wissenschaft sucht die Wahrheit, manchmal sogar abseits des mühsam gebahnten Weges. Da greift ein Mensch zur Wünschelrute, hoffend, der Erde mühelos ihre Schätze besser entlocken zu können. Der andere analysiert mit Eifer nach Freud das Unterbewußtsein seiner Mitmenschen, um das Wesentliche zu erfahren. Der dritte stellt theoretisch und experimentell Versuchsreihen auf, um zu erforschen, inwieweit eben der noch unerforschte Krebs im Zusammenhang mit irdischen oder kosmischen Strahlen sich befindet. Finden Sie dies vielleicht nicht auch merkwürdig?»

«Ja, aber das dient doch schließlich höheren menschlichen Zielen. Stellen Sie sich doch bitte einmal den möglichen Nutzwert vor, der erreicht würde, wenn solche Forschungen positiv für die Wissenschaft ausfallen würden. Das Suchen nach den Ursachen eines nicht einmal vorhandenen, vorbestimmten Schicksals ist und bleibt ein Unding. Das müssen Sie, als gebildeter Mensch, doch schließlich selbst zugeben!»

«Sie täuschen sich. Gewiß unterliegen die meisten Menschen der irrigen Voraussetzung, es gäbe so etwas, wie ein gänzlich vorbestimmtes Schicksal. Ich meine damit nicht jene, die aus religiöser Ueberzeugung diesem Glauben huldigen. Alle Hochachtung vor ihrer Ueberzeugung. Nein, es gibt darüber hinaus Zahllose, die auch ohne religiöse Vorstellung dieser Annahme huldigen. Es handelt sich aber hier nicht um den Schicksalsbegriff an sich, sondern um jene kosmischen Strahlungskräfte, welche die Menschen anregen. Bereits rechnet die Exaktwissenschaft mit dem kosmischen Störungsfaktor. Das dürfte Ihnen doch sicherlich bekannt sein?»

«Gewiß, aber die Wissenschaft enthält sich jeder konkreten Schlußfolgerung.»

«Gut, aber das ist doch kein stichhaltiges Argument dafür, daß wir alle früh oder spät nicht doch noch zu zwingenden Schlußfolgerungen gelangen.»

«Dafür danke ich verbindlich. Auch unsere aufgeklärte Menschheit wird sich dafür bedanken, wieder zu alten mythologischen Begriffen, zum Kriegsgott Mars, zur Liebesgöttin Venus usw. zurückkehren zu müssen oder anzunehmen, daß die Menschen sozusagen wie Marionetten an unsichtbaren Schnüren der Planeten hin und her gezogen werden.»

«Nein, so weit wird es gottlob nicht kommen. Aber wir werden die naturwissenschaftliche Begründung für manche noch unabgeklärten Vorgänge in unserem Leben erhalten.»

«Ich bin gespannt, wie Sie sich dies vorstellen.»

«Nur ein Beispiel. Sie kennen die Bedeutung der Sonnenflecken auf unserer Erde. Sie wissen, daß beim Durchgang eines größeren Fleckes durch den Meridian gewaltige Mengen elektrischer Kräfte auf die Erde geschleudert werden, und daß dieses kosmische Bombardement unglaubliche Störungen im Rundfunk, bei den magnetischen Instrumenten usw. auslöst. Unsere Luftelektrizität verteilt diese Störungsbeträge, gibt sie also an Natur, Menschen und irdische Elemente zur Absorption weiter. Man hat nun festgestellt, daß sensible und nervöse Menschen zu diesen Zeiten einen höheren Grad der Reizbarkeit aufweisen. Schließlich sind unsere Nerven mindestens ebenso empfänglich für Strahlungseindrücke wie beispielsweise ein Rundfunkgerät. Wundern Sie sich nun, wenn der eine oder andere unter diesem kosmischen Anreiz dazu neigt, irgend etwas zu unternehmen oder irgend einen Affekt auszulösen?»

«Das mag ja sein, denn hier können die Anregungskräfte nachgewiesen werden. Aber das hat doch nichts mit Schicksalsbestimmung zu tun?»

«Gewiß nicht. Es freut mich aber, daß Sie meinem Gedankengang zu folgen versuchen. Das Studium der biologischen Rückwirkungen des Kosmos, also die moderne Kosmobiologie, will aber nicht mehr und nicht weniger als dies. Sie will nur möglichst viele solcher kosmischen Anregungskräfte kennenlernen, ihre Auswirkung auf Menschheit und Einzelwesen studieren, um daraus die Motive des menschlichen Tuns und Handelns noch weiter abzuklären, wie dies beispielsweise durch die Lehren der Vererbung oder des Unterbewußten bereits geschehen ist.»

«Und der freie Wille, bejahen oder verneinen Sie ihn?»

«Lassen Sie mich Ihnen wieder am Beispiel verdeutlichen, wie darüber zu denken ist: Wenn es kalt ist, frieren Sie. Sie haben das Bedürfnis, sich wärmer zu kleiden. Sie folgen somit einer körperlichen Anregung, die durch die Temperaturverhältnisse verursacht wurde, nicht wahr?

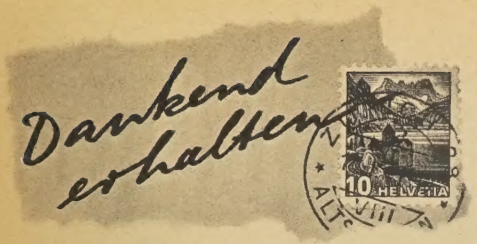
Nun steht es Ihnen zwar gänzlich frei, zu tun oder zu lassen was Sie wollen. Nichts hindert Ihren Willen, auch in dünner Sommerkleidung oder ohne Wintermantel, Halstuch, warmes Schuhzeug einherzugehen. Sie erkennen somit klar die Tatsache, daß Ihr Wille durchaus frei ist, daß Sie aber fast mechanisch auf einen äußeren Anreiz, in diesem Fall auf die Kälte, reagieren.

Genau so verhält es sich mit den Strahlungseinflüssen, auch mit jenen, die der Kosmos uns sendet. — Irgend ein Teilbezirk unserer Nerven schwingt unbewußt darauf. Es drängt den Menschen zu einer äußeren Reaktion. Kleine Anreize können mitunter schon einen starken Reaktionsdrang auslösen. Aber auch hier, genau so wie bei dem zuvor zitierten Beispiel der Kälte, muß die Reaktion keineswegs zwingend erfolgen. Der Mensch kann wollen oder auf sein Wollen verzichten. Er kann erkennen, daß eine Handlung, zu der es ihn drängt, nützliche oder schädliche Folgen haben wird. Eine starke Persönlichkeit wird jedem inneren Anreiz schwerer erliegen resp. stattgeben, wie ein von Natur aus sensibler, nervöser oder willensschwacher Mensch. Das hat doch nichts mit Schicksal zu tun?»

«Wenn Sie das Problem dergestalt betrachten, dann finde ich allerdings den Gedanken einer Verbundenheit Kosmos-Mensch nicht mehr so absurd. Trotzdem wäre noch über vieles zu reden. So ist die Frage zu beantworten, warum ein Mensch günstig, der andere Mensch kritisch auf ein und dieselbe Strahlungsqualität reagieren soll, oder der eine Mensch starke Reaktionen auf eine bestimmte kosmische Strahlung zeigt, während der andere Mensch wieder immun bleibt.»

«Ich weiß, daß wir noch vor vielen Rätseln stehen, die teilweise der Lösung nahestehen, zum Teil sich auch uns noch in gänzliches Dunkel hüllen. — Mit allen diesen Fragen werden wir uns fortan gründlich zu beschäftigen haben. Und wir werden für unsere freimütigen Unterhaltungen sicherlich dankbare Leser finden.»

H. Hz.



Grüß Gott, Herr Redaktor, darf ich Ihnen, aus irgendeiner Ecke unseres Ländchens, ein paar Worte sagen kommen? Es soll ein Echo sein auf «Du» und ich hoffe gerne, daß es schon vielfältig und von überall her geklungen hat.

Ein Dankeswort soll es sein für Ihre und Ihrer Mitarbeiter große Arbeit, die zum Werden und Bestehen von «Du» nötig war und bleiben wird.

Mein kurzer Briefbesuch sollte vorab der Ausdruck meiner großen Freude über das Zusammentreffen mit «Du» sein. Und mir schließen sich auch viele meiner feldgrauen Kameraden an. Das echt-schweizerische «Du» hat uns angesprochen.

Und wir möchten ihm unsere von Herzen kommenden besten Wünsche mit auf den Weg geben und Ihnen, Herr Redaktor, einen kameradschaftlichen Feldgruß beilegen. Eine vom F. H. D., die sich freut, als Soldatenmutter Dienst tun zu dürfen.

St. H., im Feld

▪

Warum zum Beispiel bringt Ihr in der ersten Nummer die an sich sehr schönen und ungemein reizvollen Gravüren aus Sizilien und nicht eine Auswahl der farbigen Gravüren von Freudenberger, Lory, König usw. — zu einem Zeitpunkt, wo in der Schweiz eine phantastische Hausse in Freudenberger, König und Lory ist? An den letzten Auktionen erzielten diese schweizerischen Kleinmaler unglaubliche Preise — ich weiß von verschiedenen Antiquaren, daß Leute, die sonst für bildende Kunst wenig übrig haben, auch Leute unseres kleinbürgerlichen Mittelstandes, ihre Sparkassenbüchlein abgehoben haben, um sich einen Freudenberger (nicht einmal im Original) zu erwerben. Dieser Einwand soll nur ein Beispiel sein — verzeihen Sie mir bitte meine Frechheit, sie entspringt aber keineswegs einem dummen Besserwissenwollen, sondern der aufrichtigen Sorge und dem geistigen Interesse an Ihrer Zeitschrift, die berufen sein sollte, e n d l i c h einmal eine schmerzliche Lücke im Geistesleben der Schweiz auszufüllen. Allerdings gehört dazu auch Geld, und dieses Geld dürfte eben nicht aus dem Sack eines privaten Geschäftsmannes fließen, sondern es müßte vom Staat geliefert werden, ohne Interesse an materieller Rentabilität, dagegen mit um so mehr Interesse an geistiger und erzieherischer Rentabilität. Wie lange geht es wohl noch, bis man bei uns «oben» merkt, wie ungeheuer wichtig, wichtiger als je, heute die Gestaltung von Theater, Film, Zeitschriften, Radio für die Weiterexistenz unseres herrlichen Vaterlandes sind? Ebenso wichtig wie Flugzeuge und Kanonen?

C. v. A., Nieder-Erlinsbach

▪

Ihr Programm hat mich gepackt, vielseitig, mutig, notwendig. Deshalb schwierig. Voll Verantwortung. Das verstehe ich. Mir scheint, daß eine weitere Verpflichtung vorliegt, sich für die Schweiz Rechenschaft zu geben, was wir vom Ausland lernen könnten — sehr viel —, und wenn's aus tiefernsten Gründen bei uns nicht geht, warum es zu Unglück, Zersetzung führen müßte. Das ist ein schwieriger Punkt, aber Sie wollen ja Menschen ehrlich aufklären, beraten, in Beziehung setzen mit Verantwortung und Gefahr, sachlich, ohne Parteipolitik. Da gibt es viele Gebiete. Sie sind um die Aufgabe, heute alles vom Gesichtspunkte des Du zu betrachten (allgemein, rechtlich, biologisch) zu b e n e i d e n. Das Du-Problem ist ja umfassender und im Grunde heute notwendiger als das meiste sonst. Es braucht für diese nötige Worthaltung ein besonderes Naturell, das Sie offenbar besitzen, sonst wären Sie gar nicht auf die Idee gekommen. Wenn in jeder Nummer nur e i n Du-Problem angeschnitten, erörtert wird, erfüllen Sie ja ihr Versprechen.

Prof. Dr. Z., Zürich

Wie ein Blütenzweig, der über die Mauer in die schattige Festung reicht, so kam als Zeuge einer andern, lebendigen, wachsenden Welt Ihr «Du»-Erstling zu mir in den Dienst. Abends, wenn ich ermüdet ins Bett sinke, nehme ich das vornehme Heft zur Hand und lese mich hinein. Ich bin zu zerfahren, um an mir abmessen zu können, welches die Wirkung auf die schweizerischen Leser sein wird; ich fürchte, man setze Leser voraus, die reger sind, bedürftiger, sich mit einem Beitrag von eigener Intelligenz eine solche Spende aufzunehmen, als sie unser Land heute stellen kann. D. h. ich fürchte, es gebe zu wenig intelligente Leser, die über genügend Einkommen verfügen, um regelmäßig den Erstehungspreis von «Du» auszusetzen.

Das ist für Sie eine Art Lob, wird Sie aber verdrießen, wenn Sie nicht bedenken, daß ein ermatteter Leser (ein Soldat) solches Urteil fällt.

Er grüßt Sie herzlich und wünscht ebenso herzlich, daß er sich im Beurteilen der «Du»-Leser verhaue.

T. V., Fourier, Sargans

▪

Ihr «Du» ist ein verheißungsvolles, bewunderungswürdiges Unternehmen, das im Land längst gewünscht, doch kaum erwartet wurde.

Auch «Ja» hätte als Titel ähnlich positiv gewirkt. «Wir» etwas anspruchsvoll und unindividuell!

Ich erlaube mir, Ihnen ein «Du»-Gedicht der eigenen Muse einzusenden, veranlaßt durch Ihr so ansprechendes Beginnen. Wollen Sie es Ihrer nächsten Du-Welle einverleiben?

Du bist nie nah!
Du bist im Schweigen
Der reinen Insel, tief im Meer!
Und wer dich sah, der ging im Steigen
Der Sonne wie ein Wunder her!

Du bist Musik im Blumenwehen
Ob paradiesisch blauer See!
Und unerhörte Wege gehen
Durch dich, du inselstille Fee!

Du Sein im Meer und in der Runde
Der großen Räume, Blau an Blau!
Nimm mich in deinem Wogenbunde
Des Segens auf, du reine Schau!

G. D., Uitikon a. A.

NUR DIE MUSIK

VON LUCIE BERN-HARD

Vor etwa hundert Jahren lebte in einer großen Stadt ein Fürst, der sich Musikfreund nannte und seinen Gästen in seinem Palais erlesene Hauskonzerte gab. Namhafte Künstler traten auf und gaben ihr Bestes. Das Podium, auf dem sie sich produzierten, war durch eine dicke, rote Seidenkordel abgesperrt. Es gab kein anderes Hinüber als das der Töne . . .

Wer nun aber glaubt, in unserem aufgeklärten Zeitalter hätten sich die Zustände erheblich verändert, irrt sich. Die großen Künstler allerdings sind salonfähig geworden; man schmeichelt sich sogar, sie persönlich zu kennen. Aber die kleinen Musiker, die sogenannte «Musik», sind immer noch ein recht verachteter Menschenschlag, obwohl man sich ihrer bedient.

Die «Musik» wird nicht begrüßt, meist nicht einmal bedankt, geschweige denn verabschiedet. Sie ist nicht «miteingeladen». Es trennt sie von den Gästen, wenn auch nicht mehr die obenerwähnte rote Kordel, so doch eine unüberbrückbare Kluft!

Ich möchte hier erzählen, wie der junge Sven Bergson, der Bruder meiner Freundin Elvira, die Ehre der «Musik» rettete, indem er einem Freiherrn Lindholm auf Lindholm einen kleinen kniggeschen Finger zeigte, und wie großzügig dieser Wink beherzigt worden ist. Das war so:

Freiherr Lindholm, dessen Schloß auf einer der Schäreninseln bei Stockholm aus der Zeit Karls XII. stammt, war ein großer Musikfreund und Kunstkenner und hatte sich den Nimbus eines Mäzens zugelegt. Namhafte Musiker produzieren sich auf Schloß Lindholm jeweils zweimal während der Sommermonate. Sven, unser Freund, ein eben dem Konservatorium entwachsener und noch stellenloser Dirigent, durch seinen Vater, Dr. med. Ivar Bergson, mit dem freiherrlichen Haus befreundet, hatte im vergangenen Jahr diese zwei Konzerte geleitet. Nun erging, als ich diesen Sommer bei meiner Freundin in Stockholm die Ferien verbrachte, wieder ein Lindholmscher Auftrag an ihn.

«Herrgott, nun soll ich wieder bei Lindholm spielen, und mir liegt die undankbare Aufgabe ob, ein Orchester zusammenzustellen. Die meisten Konservatoristen sind aber in den Ferien, und die anderen, die letzten Sommer mit dabei waren, sind so empört über die Mißachtung, die der ‚Musik' zuteil wurde, daß sie nicht mehr mitmachen wollen.»

«Also, auch hier ist es so?» fragte ich erstaunt. «Ich glaubte, solches geschehe bloß in unserm steifen Seldwyla, wo ich es zur Genüge kennengelernt habe.»

Sven und Elvira waren belustigt.

«Ich hab's», sagt Sven plötzlich. «Wir wollen dem vornehmen Mäzen eine Lektion erteilen. Vielleicht sieht er dann einmal, wo der Has im Pfeffer liegt.»

«Was willst du anstellen?» fragten wir gespannt.

«Hört zu! Du, Barbara, spielst ja auch Geige und Elvira ebenfalls, Ihr macht natürlich beide mit. Die Damen und Herren vom letzten Sommer werde ich auch bekommen. Du trittst als Schweizer Adlige auf, Elvira als Tochter Dr. med. et h. c. Bergsons. Wir erscheinen in corpore mit je einem livrierten Chauffeur, der unsere Instrumente nachträgt.»

«Aber nach Lindholm kann man doch nicht im Auto fahren?» meint Elvira.

«Macht nichts, ein Chauffeur ist immer dekorativ. Laßt mich nur machen, ich werde einige Gymnasiumskameraden anstellen, die um des Spaßes willen begeistert mitmachen werden. Das gibt eine Hetze!»

«Sven, das geht nicht, du weißt doch, was für einen Namen Lindholm hat.» Der schüchternen Elvira wird es ungemütlich.

«Jawohl, das weiß ich. Aber er scheint vergessen zu haben, daß ‚noblesse oblige', daß man nicht Leute wie Barbara und uns und die anderen anstellen kann, damit wir gratis bei ihm spielen und dann diese ‚Musik' wie Lakaien behandelt.» Er ist ganz rot geworden vor jugendlicher Empörung.

«Letztes Jahr hat man den Mitwirkenden, außer mir und den Solisten, den Tee an einem Katzentischchen in der Bibliothek serviert und sie hermetisch von den Gästen abgesondert. Was sind denn diese Leute anderes als wir? Sie sind uns verrpflichtet und nicht wir ihnen.» Er stand da in der Pose eines überzeugten Volkstribunen, und wir ließen uns mitreißen.

«Noch einmal, ich schaffe es, und ihr werdet mir helfen. Wird ihm gut tun — und der ‚Musik' auch.»

Er hatte eigentlich recht, und wir versprachen, ihm bei dieser «Ehrenrettung» behilflich zu sein.

Ich würde Barbara von Werdenfels sein, deren ältester Vorfahr in der Schlacht am Morgarten rühmlich gefallen sei. Seit damals hätten die Werdenfels sich dem Kriegshandwerk verschrieben, und ein späterer sei unter Franz I. von Frankreich geadelt worden. Außer mir wurden neu geadelt ein junger Däne, der alsobald ein Graf Wulfstjerna wurde, und eine junge Deutsche, die als Fräulein von Zobeltitz und Ompteda auftreten sollte. Ferner waren da der Sohn eines Hamburger Reeders und andere pompöse geliehene Namen. Diese figurierten alle auf einem gedruckten Konzertprogramm, das Svens Freund, «Sohn» einer Großdruckerei, uns gratis herstellte. Unsere «Chauffeure», lauter junge Leute aus Svens Bekanntschaft, waren freudig und mit der nötigen jugendlichen Boshaftigkeit dabei.

So brach der hohe Tag an. Ich erinnere mich nicht, je eine lustigere Dampferfahrt mitgemacht zu haben.

Unser Einzug in der «Wartburg» aber war ganz Würde. Freiherr Lindholm erging sich eben in seinem Park, als wir eintrafen. Etwas erstaunt kam er auf uns zu und begrüßte Sven. Dieser stellte uns der Reihe nach in aller Form vor und übergab dem Hausherrn die prachtvollen Programme.

«Die Diener werden die Instrumente in den Saal tragen», sagte er großartig. Der Freiherr, der wohl Lunte roch und sauersüß lächelte, vertuschte seine Verwunderung hinter einer beherrschten Maske und machte gute Miene zum bösen Spiel. Er sei erfreut über unsere liebenswürdige Mitarbeit! Für das «Gesinde» werde selbstverständlich auch gesorgt.

Wir gingen also zur Probe. Im Hause hörte man die Dienerschaft verwirrt und eilig herumrennen.

«Sie räumen den Katzentisch fort. Die Bratschen sollen die Stelle bei Buchstabe G einmal allein spielen.» Mit Mühe konnte das Orchester den Ernst wahren.

«Im Vestibül werden vier feudale Tische gedeckt, jetzt noch einmal alle dieselbe Stelle, drei Takte vor G.» Svens Ernst war unerschütterlich, Elvira und ich prusteten los.

«Mehr Ruhe in der ersten Geige, wir sind doch hier zum ernsten Musizieren», herrschte uns Sven an. Das half.

Bald erschienen die Gäste. Das Konzert konnte beginnen.

Wir spielten Musik von Philipp Emanuel Bach, wenig bekannte Werke. Elvira und mir war eine Sonate für zwei Sologeigen mit Cembalo anvertraut worden. Der Applaus war rauschend.

Wir waren alle «personae gratae» und wurden überall beglückwünscht. Man stritt sich darum, uns an allen Tischen zu haben. Wir wurden «ebenbürtig» verteilt. Mich kaperte ein alter Graf Halvorsgart, dem ich ohne viel Schauspielkunst meine Ahnenreihe herunterleiern konnte. Er war aufs höchste interessiert und begeistert.

Am lustigsten muß es aber in der Gemeindestube zugegangen sein. Die «Chauffeure» wurden mit viel Liebe von den netten Kammerkätzchen traktiert, ließen es an Späßen, manchmal nicht sehr salonmäßigen, nicht fehlen. Einer hatte sogar eine Einladung zu einem Rendezvous mit einem übermütigen Zöfchen eingesteckt. Sie konnten sich auf der Heimfahrt nicht genug tun im Erzählen von komischen Einzelheiten.

Wir wurden von unsern Gönnern aufs herzlichste bedankt und verabschiedet. Ich sah aber in den Augen des Freiherrn ein schalkhaftes Lächeln, das mich etwas verwirrte.

Wir waren alle ausgelassen auf der Heimfahrt und rühmten uns laut unseres Erfolges. Drei Tage nachher bekam Sven ein großes Paket aus Lindholm. Es enthielt siebzehn luxuriöse Bonbonnièren für die «Musik» und sechzehn Zigarettenschachteln feinster Sorte für das «Gesinde». Ein kleines Begleitschreiben war dabei.

> «Freiherr F. Lindholm bedankt sich herzlich für die empfangene Lehre. Es wird in Zukunft nicht mehr nötig sein ‚Chauffeure' anzustellen. Er wird es sich das nächstemal angelegen sein lassen, die Künstler samt ihren Instrumenten mit seinem Motorboot abholen zu lassen. Auf fröhliches Wiedersehn!»

Nun war es an uns, beschämt zu sein. Aber bald kamen wir über das peinliche Gefühl weg. Wir hatten erreicht, was wir uns vorgenommen. Die Ehre der «Musik» war gerettet. Wir ließen den großzügigen Freiherrn begeistert hochleben und schickten ihm zum Dank das Manuskript eines der gespielten Werke, das Sven aufgefunden hatte. Auf dem Rückdeckel der in Pergament gebundenen Mappe, welche diese Kostbarkeit enthielt, standen schlicht unsere Namen, ohne Titel und ohne selbstverliehene Adelsprädikate, unter dem Sammelwort: «Die dankbare Musik!»

Menschenhand und die Natur bauen gleich!

Ein treffendes Beispiel bietet der Fall dieser Schneebrücke. Eine Lawine hatte das enge Tal verschüttet. Der Bach fraß sich durch und die Schneebrücke blieb stehen. Ihre Form entspricht genau dem üblichen Brückenbogen.

Auch die Abrundung des Gehäuses der Leica-Kamera schmiegt sich der Form der haltenden Hand an. Leica-Photographie führt zur Natur-Photographie. Daher jeder Naturfreund ein Leicaner!

E. LEITZ + Optische Werke + WETZLAR
Vertr. der Abt. Photo: PERROT A. G., Biel

»Bayer«

Auch für Dich sind die Bayer-Arzneimittel wichtig, denn die Gesundheit ist das höchste Lebensgut. Für die Erhaltung und Wiedergewinnung Deiner Gesundheit sind die Bayer-Arzneimittel Deine getreuen Helfer. Jeder Arzt kann sie verschreiben und jede Apotheke aushändigen. Ein Blick auf die Packung, auf das Bayer-Kreuz genügt, um zu wissen, daß Du eines dieser hochwertigen Bayer-Präparate in der Hand hältst. Mit den hervorragenden Bayer-Medikamenten dienst Du ganz besonders Deiner Gesundheit und gewinnst dadurch neuen starken Anteil am Leben. Darum achte stets darauf: Es gibt kein Bayer-Arzneimittel ohne Bayer-Kreuz.

BAYER